

»» Wo kommst Du denn eigentlich wirklich her? ««

Witze und Vorurteile über das „Herkunftsland“ oder Bemerkungen wie „Du kannst aber gut Deutsch sprechen!“ sind die häufigsten Alltagsrassismen, die Kinder und Jugendliche mit Zuwanderungsgeschichte erfahren. Ausgrenzung, Besonderung, Diskriminierung und Beschimpfungen sind weitere Facetten, die Kindern und Jugendlichen immer wieder zeigen, dass sie nicht wirklich dazugehören.

7 von 10 Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund – sowie alle Kinder und Jugendlichen mit dunkler Hautfarbe – erleben sich immer wieder mit Alltagsrassismen konfrontiert. Um dies in einem ersten Schritt genauer zu erfassen, wurden in der hier vorgestellten Studie des Internationalen Zentralinstituts für das Jugend- und Bildungsfernsehen (IZI) beim Bayerischen Rundfunk 1.461 Kinder und Jugendliche zwischen 6 und 19 Jahren nach ihren Erfahrungen mit Alltagsrassismen befragt. Für ein tieferes Verständnis wurden zudem 22 Fallstudien mit Kindern zwischen 8 und 12 Jahren durchgeführt.

Die Ergebnisse zeigen: Hier besteht dringend Handlungsbedarf.



*Wichtig ist, dass man andere so behandelt,
wie man selbst auch behandelt werden will.
Dann ist mir eigentlich egal, wie du aussiehst
oder woher du kommst.*

(Gabriel, 12 Jahre)



Band 1


»WENN DU MICH NOCH EINMAL »BRAUNE SCHOKOLADE« NENNST«

»»
**WENN DU
MICH NOCH
EINMAL
»BRAUNE
SCHOKOLADE«
NENNST**
»»

Erleben von
Alltagsrassismus
bei Kindern und
Jugendlichen in
Deutschland


Maya Götz (Hg.)





Wichtig ist, dass man andere so behandelt, wie man selbst auch behandelt werden will. Dann ist mir eigentlich egal, wie du aussehst oder woher du kommst.

(Gabriel, 12 Jahre)



Herausgeberin: Dr. Maya Götz (IZI)

Layout: Sabine Dohme

Satz und technische Umsetzung: Michelle Schulz

Lektorat: Birgit Kinateder, Micha Rapp

Bildnachweis: S. 29: (c) gelpi/123rf, S. 57: (c) warrengoldswain/123rf, S. 95:

(c) jhandersen/123rf, S. 47: (c) milkos/123rf, S. 56: (c) justoomm/123rf; übrige

Fotos: (c) IZI

Inhaltsverzeichnis

06	Vorwort und Begriffsklärung
16	1. Methoden und Stichprobe
20	2. Hautfarbe und gefühlte Zugehörigkeit
38	3. Erfahrungen von Alltagsrassismus
46	Schulisch-institutionelle Rassismuserfahrungen
48	4. Erfahrungen von Alltagsrassismus nach Hautfarbe
62	Jugendliche und Rassismuserfahrungen
64	5. Subjektives Empfinden von Alltagsrassismus
76	Empowerment als Erziehungsaufgabe
78	6. Alltagsrassismus im Kontext religiöser Selbstbezeichnung
86	Was sind Vorurteile?
88	7. Mit welchen Beleidigungen sich Kinder und Jugendliche konfrontiert sehen
100	Rassismus und Jugendliche
104	Wie entwickeln sich Vorurteile bei Kindern?
106	Altersverlauf bei der Vorurteilsentwicklung
108	8. Sich als fremd in Deutschland wahrgenommen fühlen
128	Interviews
136	9. Fazit
146	10. Das Team

Vorwort

„Wo kommst Du her?“, „Wohnst Du schon lange hier?“ oder „Du sprichst aber gut Deutsch!“ sind scheinbar ganz harmlose Fragen. Für die Angesprochenen sind solche Aussagen jedoch immer wieder ein Zeichen, dass sie als fremd und nicht dazugehörig wahrgenommen werden.

„Wenn Du mich noch einmal ‚braune Schokolade‘ nennst, nenn ich Dich ‚Gaul‘!“, erwidert Aminata (8 Jahre) voller Wut einem Jungen in ihrer Klasse. Vermutlich sollten die Worte ein lustiges Spiel sein – und doch verletzen sie Aminata, weil sie ihr wieder einmal verdeutlichen, dass sie als „anders“ angesehen wird. Weil *Weißer* meist nicht verstehen, wie weh diese vermeintlich harmlosen „Hänseleien“ tun, wie sehr sich all die kleinen und großen Ausgrenzungserfahrungen addieren, hat sich Aminata Antworten zurechtgelegt. In der Vergangenheit fehlten ihr oft die Worte und die Erlebnisse hinterließen eine tiefe Traurigkeit. „Nur weil ich braun bin, heißt es nicht, dass ich nicht aus Berlin kommen kann.“ Und damit hat sie absolut recht.

39 % aller Heranwachsenden unter 18 Jahren in Deutschland haben einen Migrationshintergrund. Wir sind eine multikulturelle Gesellschaft und es ist dringend Zeit, Formen des Alltagsrassismus, die Kinder und Jugendliche erfahren, zu erfassen.

In dieser Studie des Internationalen Zentralinstituts für das Jugend- und Bildungsfernsehen (IZI) beim Bayerischen Rundfunk wurden 1.461 Kinder und Jugendliche zwischen 6 und 19 Jahren einer repräsentativen Stichprobe nach ihren Erfahrungen mit Alltagsrassismen gefragt. Für ein tiefergehendes Verständnis wurden zudem 22 Fallstudien von Kindern zwischen 6 und 12 Jahren erhoben.

Unser Dank gilt den Kindern und Jugendlichen, die an dieser Studie teilnahmen. Sie ermöglichten uns einen Einblick in die Lebenssituation von Kindern mit Zuwanderungsgeschichte und die Rassismen, die sie von Gleichaltrigen, aber zum Beispiel auch von Lehrer*innen erfahren.

Noch lassen wir die Kinder und Jugendlichen mit den Erfahrungen oft alleine. Dabei wäre es so wichtig, ihnen zuzuhören, sie in ihrer Erfahrung ernst zu nehmen, einen Weg gegen den Alltagsrassismus zu finden und ein Unterstützernetzwerk anzubieten. Denn, wie Aminata nach dem Interview formuliert:

„Über meine Erfahrungen zu sprechen, ist so, als ob [überlegt sehr lange] ich eine Last auf meinem Rücken trage und jemand hilft mir, diese Last zu tragen.“

DER BEGRIFF RASSISMUS

... beschreibt ein weitgreifendes Diskriminierungsmuster. Im Zentrum steht die Konstruktion von körperlichen Unterschieden. Aus einer Vielzahl von (zumeist) sichtbaren körperlichen Merkmalen werden einige herausgegriffen und als relevante Kategorien deklariert. Diese Merkmale, z. B. Hautfarbe, werden in Zusammenhang mit scheinbar „natürlichen“, mit dem Merkmal einhergehenden Eigenschaften und Verhaltensweisen gestellt.

Es gibt diverse Ausprägungen von Rassismus, die spezifische Geschichten und komplexe hierarchische Beziehungsgefüge zwischen *Weiß*en und den von ihnen als „andere“ benannten Menschen und Gesellschaften aufweisen.

DER BEGRIFF ALLTAGS- RASSISMUS

... beschreibt das wiederkehrende und normalisierte Erleben von Rassismus eingebettet in alltägliche Routinen und Praktiken. Es geht bei Alltagsrassismus weniger um extreme Erlebnisse, sondern darum, subtilere und im Alltag fortwährend präsente Formen von rassistischer Diskriminierung und Ausgrenzung zu benennen.

DER BEGRIFF OTHERING

... beschreibt die Markierung von Menschen als „anders“. Es bezeichnet Prozesse, in denen dominante Gruppen weniger mächtige Gruppen als „nicht zugehörig“ abgrenzen. Die Markierung der „anderen“ geht mit der Etablierung einer dominanten Position einher, die als „normal“ bezeichnet wird. Durch das Othering sind die Betroffenen ständig sichtbar, während die, die ausgrenzen, unsichtbar bleiben.

39 % DER UNTER 18-JÄHRIGEN

in Deutschland haben einen Migrationshintergrund. Laut Mikrozensus 2019 leben rund 13,5 Millionen Kinder unter 18 Jahren in Deutschland. 5,3 Millionen von ihnen haben einen Migrationshintergrund (39 %). Die überwiegende Mehrheit der Kinder mit Migrationshintergrund hatte einen deutschen Pass (70 %).

Jedes fünfte Kind mit Migrationshintergrund hatte eine eigene Migrationserfahrung, ist also im Ausland geboren und dann zugewandert (21 %).

Ziel unserer Gesellschaft muss es sein, dass alle Kinder und Jugendlichen in Deutschland unabhängig von ihrer Zuwanderungsgeschichte sich anerkannt fühlen und keine (verbale) Gewalt erfahren.

1. Methoden und Stichprobe

Befragt wurden 1.461 Kinder und Jugendliche mit einer standardisierten Face-to-Face-Befragung sowie 22 Kinder mit themenzentrierten Interviews.

Methode Studie 1

Für die Studie wurden n=1.461 Heranwachsende zwischen 6 und 19 Jahren eines repräsentativen Panels Face-to-Face befragt. n=491 Befragte (33,6 %) haben eine Zuwanderungsgeschichte, d. h. sie selbst oder mindestens ein Elternteil sind in einem anderen Land als Deutschland geboren.

Methode Studie 2

Es wurden n=22 Fallstudien mit Kindern und Preteens mit Zuwanderungsgeschichte (8 bis 12 Jahre) durchgeführt. Hierfür wurden die Teilnehmenden in einem themenzentrierten Interview zu ihren Rassismuserfahrungen befragt. Die Interviews wurden u.a. in den Städten Berlin und München und deren Umland geführt.

Feldzeit Studie 1: 9. März bis 14. April 2021;
Feldzeit Studie 2: August und September 2021

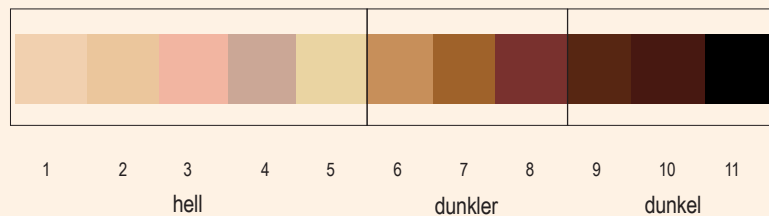


2. Hautfarbe und gefühlte Zugehörigkeit

Die Kinder und Jugendlichen wurden gebeten, sich auf einer Farbskala einen Wert auszusuchen, dem sie sich in ihrer Hautfarbe am ähnlichsten fühlten, und aus einer Liste Bezeichnungen auszuwählen, die auf sie am ehesten zuträfen. Es gab auch die Möglichkeit, eigene Begriffe hinzuzufügen.

1. Selbstidentifikation - Hautfarbe

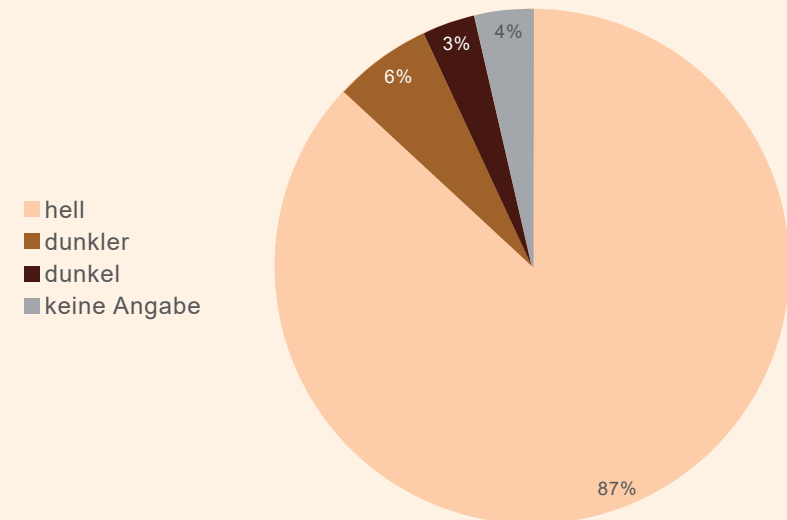
Die Kinder und Jugendlichen wurden gefragt: „Hier auf diesem Blatt siehst du verschiedene Farben. Welche davon ist denn deiner Hautfarbe am ähnlichsten?“ Die Farben wurden anschließend zu drei Gruppen zusammengefasst.



Hautfarbe von Kindern und Jugendlichen in Deutschland:

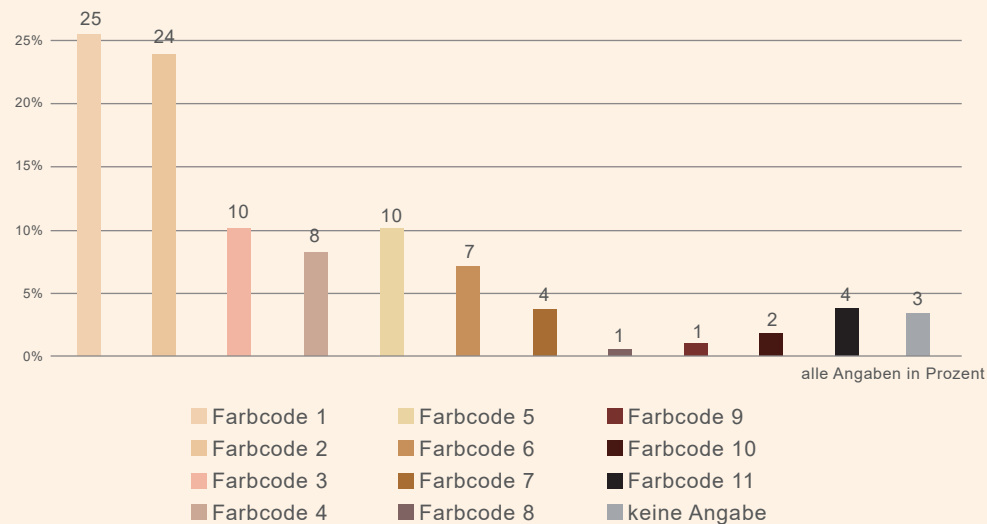
- 87 % der Kinder und Jugendlichen in Deutschland identifizieren sich mit einem hellen Hautton („hell“),
- 6 % mit „dunkler“ und
- 3 % mit einem dunklen Hautton („dunkel“).

Kinder und Jugendliche in Deutschland identifizieren ihre eigene Hautfarbe (n=1.461)



1. Selbstidentifikation - Hautfarbe

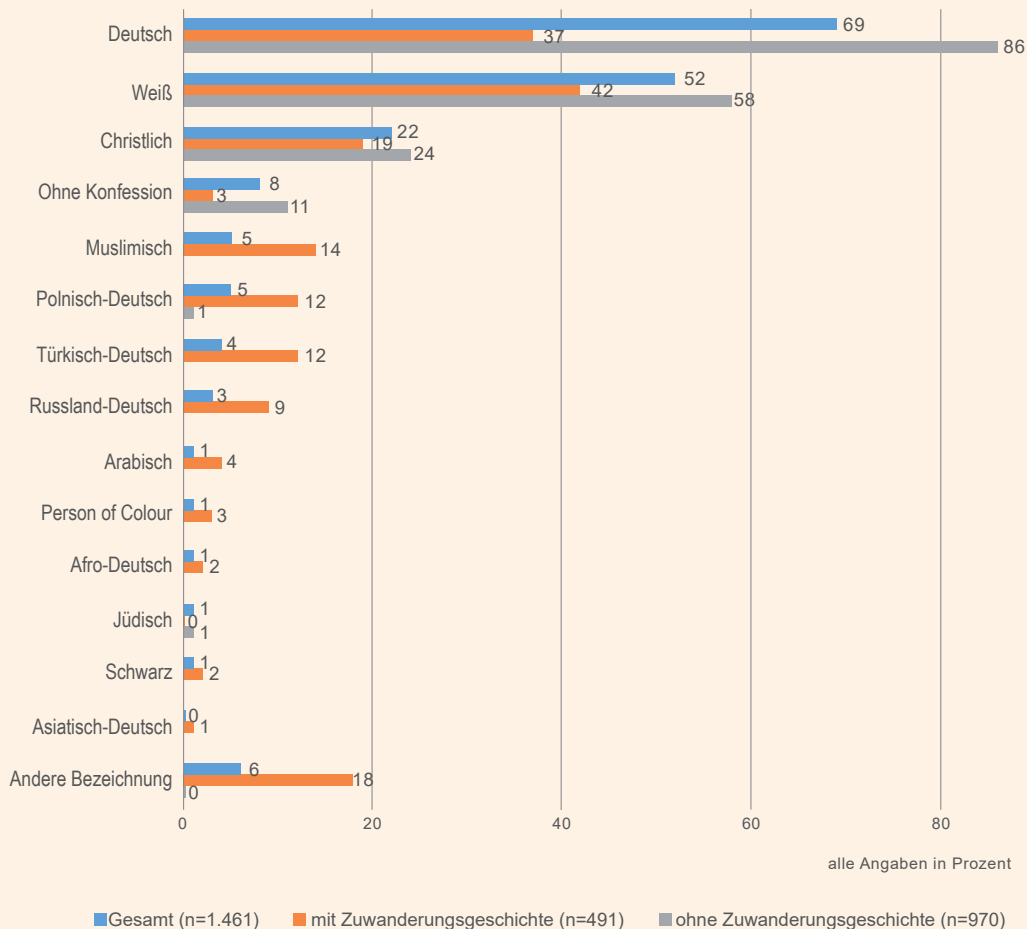
Kinder und Jugendliche mit Zuwanderungsgeschichte identifizieren ihre Hautfarbe



Kinder mit Zuwanderungsgeschichte identifizieren ihre Hautfarbe mehrheitlich (78 %) als helleren Hautton.

Es gibt aber auch Kinder und Jugendliche, die sich mit einem deutlich dunkleren Hautton identifizieren.

Welche zwei Bezeichnungen treffen am besten auf Dich zu?



Selbstidentifikation - Zugehörigkeit

Die Interviewer*innen legten den Kindern und Jugendlichen eine Liste vor (siehe links) und baten sie, die zwei Bezeichnungen anzukreuzen, die auf sie am besten passten, bzw. wenn gar nichts passte, weitere Benennungen zu ergänzen.

Kinder und Jugendliche

- ohne Zuwanderungsgeschichte bezeichnen sich selbst am häufigsten als „deutsch“ (86 %), „weiß“ (58 %) und „christlich“ (24 %)
- mit Zuwanderungsgeschichte bezeichnen sich selbst am häufigsten als „weiß“ (42 %), „deutsch“ (37 %) und „christlich“ (19 %).

12 Jahre • Geboren in Deutschland • Vater aus der Türkei • Seine Hautfarbe ordnet er dem Bereich „dunkler“ zu.

Malik beschreibt sich als „Deutsch. Dann christlich. Und Arabisch, das ist meine Muttersprache.“ Direkt zu Beginn des Interviews stellt Malik klar: „Aber ich bin kein Moslem.“ Er gibt an, dass er schon sehr oft gefragt wurde, woher er „wirklich“ komme. Dabei sieht er sich in einem stetigen Erklärungszwang: „Oft wurde gesagt: ‚Man sieht dir an, dass du Türke bist, weil du so braun bist‘. [...] Weil du siehst so sehr türkisch aus.‘ [...] Aber ich habe halt gesagt: ‚Ich bin halt viel in der Sonne und sowas. Ich bin in Deutschland geboren.‘“ Solche Fragen empfindet Malik als lästig: „Das nervt echt.“

Du hast hässliche Haare.

Auf die Frage, warum er als fremd wahrgenommen wird, antwortet er, dass er manchmal wegen seines Namens und seiner Haare als anders wahrgenommen werde. Dabei betont er, dass er seine türkischen Wurzeln niemals leugnen würde: „Ist ja wie meine zweite Heimat. [...] Das wäre, wie wenn ich in der Türkei lebe und dann kritisiere ich Deutschland, da wo ich geboren bin.“

Malik berichtet, dass Lehrer*innen ihn immer wieder im Unterricht neugierig nach türkischen Traditionen ausfragen. Malik fühlt sich von bedrängenden Fragen vor seinen Mitschüler*innen überfordert, da er oft als Türkei-Experte hinhalten muss: „Dass es die ganze Klasse mitbekommt, finde ich blöd.“

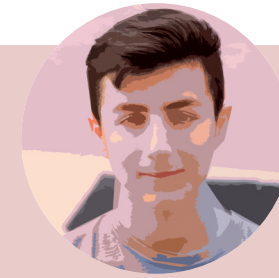


*Ich habe tausendmal gehört:
„Woher kommst du?“ und „Du
hast hässliche Haare.“ [...] Das
nervt echt.*

Insgesamt zeigt sich Malik verunsichert darüber, was andere Mitschüler*innen über ihn denken könnten, wenn sie ihn als „weniger deutsch“ wahrnehmen: „Dann denken die, ‚Ich glaube, ich bin doch nicht mehr dein Freund. Ich will doch mit einem Deutschen befreundet sein.‘“

Malik möchte zur Gemeinschaft dazugehören, beliebt sein und als Deutscher akzeptiert werden. Gleichzeitig zeigt sich bei ihm eine Internalisierung des Othering, wenn er sich und seine Freunde als „Ausländer“ bezeichnet: „Ich hatte eigentlich nur ausländische Freunde, deutsche ganz wenige. [...] Aber sonst nur Ausländer.“

Malik berichtet davon, von Kindern häufig beleidigt worden zu sein. Er wurde zum Beispiel als „Kanake“ beschimpft und sie sagten zu ihm, er habe „kackbraune Haare“. Seine Reaktion: „[Ich] halt' meinen Mund. Weil wenn ich wieder was sage, kommt bestimmt wieder ein blöder Kommentar.“ Konkrete Ansprechpartner*innen, um in dieser Situation handlungsmächtig zu werden, hat er nicht und fühlt sich alleingelassen: „Ja, ich habe mich halt ein bisschen einsam gefühlt.“



WAS ICH NICHT MEHR HÖREN MÖCHTE!

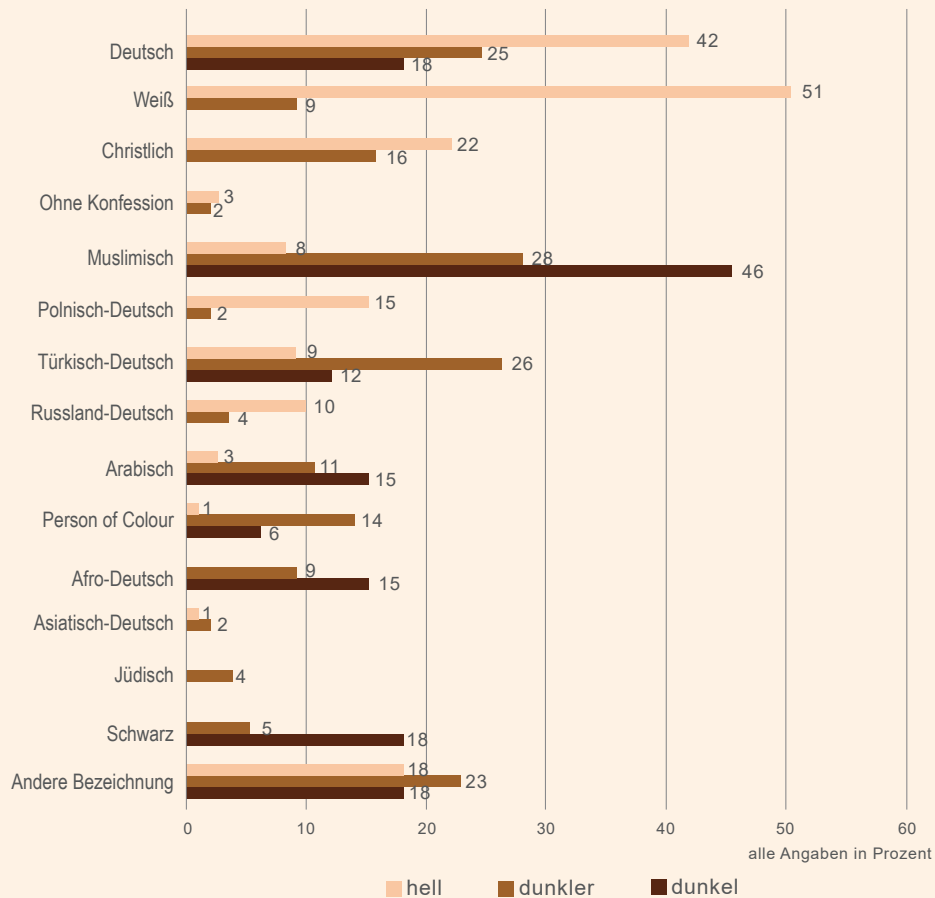
Du hast so hässliche Haare!

Woher kommst du?

DAS MÖCHTE ICH GERNE HÖREN:

Ach so, deine Eltern kommen aus der Türkei.

Selbstbezeichnung von Kindern und Jugendlichen mit Zuwanderungsgeschichte



Je dunkler die Hautfarbe, desto weniger identifizieren sich Kinder und Jugendliche mit Zuwanderungsgeschichte als „deutsch“.

FAYOLA

10 Jahre • Mädchen • Geboren in Nigeria • Vater und Mutter aus Nigeria • Ihre Hautfarbe ordnet sie dem Bereich „dunkel“ zu.

Fayola beschreibt sich als muslimisch und „so ein bisschen deutsch.“ Sie fühlt sich häufig als fremd wahrgenommen. Als Grund dafür sieht sie ihre Hautfarbe. Fayola wurde „schon oft“ gefragt, woher sie wirklich kommt: „Weil ich Schwarz war.“

Was Fayola besonders ärgert, sind Annahmen, dass Afrika ein Land und kein Kontinent wäre: „Und das stört mich einfach manchmal.“

Das Gefühl, in Deutschland nicht willkommen zu sein, wird ihr u.a. von Erwachsenen vermittelt: „Die sagen, dass ich nicht reinpasse. [...] Ich sollte in einem anderen Land sein. [...] Und sogar Lehrerinnen sind manchmal böse zu mir. Find' ich auch nicht nett.“

Dass ich wie Kacke aussehe.

Sie berichtet, dass ihr eine Lehrkraft immer wieder nahelegt, die Schule zu wechseln: „Sie möchte nur Kinder in ihrer Klasse haben, die einfach weiß sind. Und von Deutschland kommen.“ Auch von der Erfahrung, in der Schule mit zweierlei Maß gemessen zu werden, berichtet Fayola.



Nur weil ich eine andere Farbe bin, sollte nicht sein, dass die meine Schultage schwieriger machen.

Fayola erzählt, dass andere Kinder sie beschimpfen: „Wegen meiner Hautfarbe nennen sie mich manchmal ‚Kacke‘ oder ‚schwarze Schokolade.“ Generell macht Fayola die meisten Erfahrungen mit Rassismus während ihres Schulalltags oder auf dem Heimweg mit den öffentlichen Verkehrsmitteln: „Da war eine alte Frau so an dem Fenster vom Sitzplatz. Ich habe mich neben sie gesetzt und sie ist einfach aufgestanden und weggegangen. Und ich wusste, warum. Bestimmt wegen meiner Hautfarbe. Und ich war wirklich traurig.“ Eine Frau in der U-Bahn beleidigte sie mit „dumme schwarze Leute.“

Die Trauer, die sich bei ihr aufgebaut hat, kann man ihr ansehen: „Manchmal, wenn ich wirklich sauer oder [...] traurig bin, dann möchte ich einfach aufgeben und zu Nigeria gehen. [...] Bestimmt ist es besser in Nigeria. Weil niemand lacht dich aus in Nigeria. [...] Aber dann fand ich es toll hier, weil ich war [das] einzige Kind in unserer Familie, das die Chance hatte, hier zu lernen [...].“

Manchmal, so erzählt Fayola stolz, ist es ihr gelungen, sich zu behaupten: „[Mich] zu trauen und so, aufzustehen für mich. Das ist gut. [...] Weil jeden Tag weinen, das finde ich auch nicht toll.“



WAS ICH NICHT MEHR HÖREN MÖCHTE!

**Dass ich nicht
schlau bin.**

**Dass ich
fett bin.**

**Dass ich wie
Kacke aussehe.**

DAS MÖCHTE ICH GERNE HÖREN:

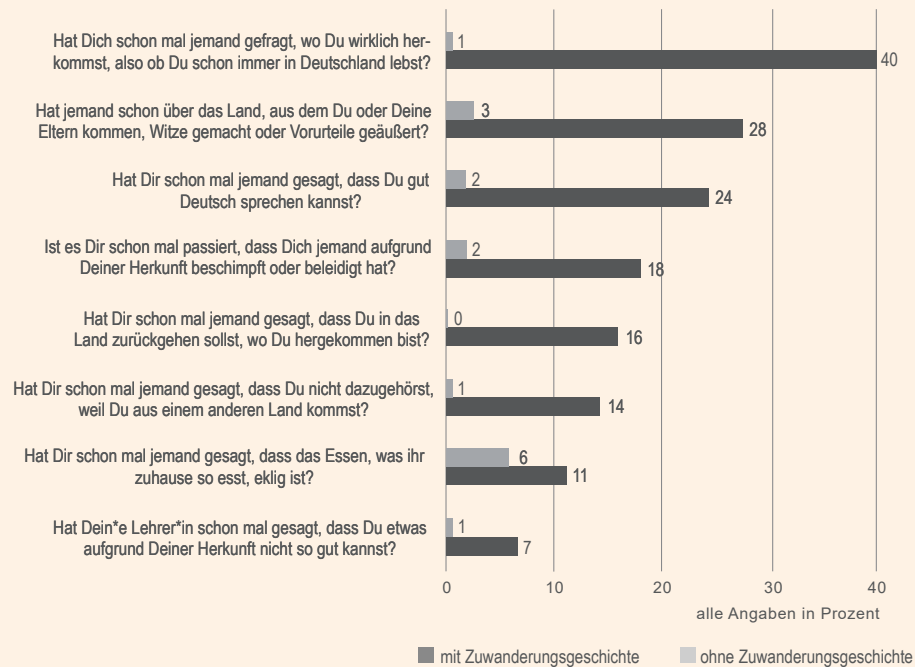
**Dass meine Mutter
mich liebt.**

Dass ich nett bin.

**Dass ich
oft lese.**

3. Erfahrungen von Alltagsrassismus

Wir fragten 14 Phänomene von Alltagsrassismus ab und baten die Kinder und Jugendlichen, anzugeben, ob ihnen diese jeweils schon einmal selbst passiert sind.



Die häufigsten Formen von Alltagsrassismus

gegenüber Kindern
und Jugendlichen mit
Zuwanderungsgeschichte:

1. „Wo kommst Du denn eigentlich wirklich her?“
2. Witze und Vorurteile über ihr Herkunftsland
3. „Du kannst aber gut Deutsch sprechen!“

WASILIJ

**12 Jahre • Geboren in Deutschland
• Mutter aus Kasachstan, Vater und
Großeltern aus Russland • Selbstbe-
zeichnung: christlich.**

Erfahrungen mit Alltagsrassismus hat Wasilij des Öfteren gemacht. Ein Mitschüler sagte zu ihm, er solle wieder in das Land zurückgehen, aus dem er gekommen sei. Bemerkungen über das Essen, welches er zuhause isst, zum Beispiel „dass es eklig aussieht“, findet er „schlimm“, „weil jeder hat eine eigene Kultur und ein eigenes Essen.“ Die Äußerung eines Lehrers zu einem Mitschüler, „Du bist doch Pole, du kannst ja gut klauen!“, hat ihn richtig aufgeregt.

Oft begegneten ihm beleidigende Vorurteile – meist bezogen auf Alkohol: „Du trinkst ja bestimmt nur Wodka! [...] Du kommst ja aus Russland. Deswegen trinkst du nur Alkohol, du bist Alkoholiker!“

Du trinkst bestimmt Wodka.

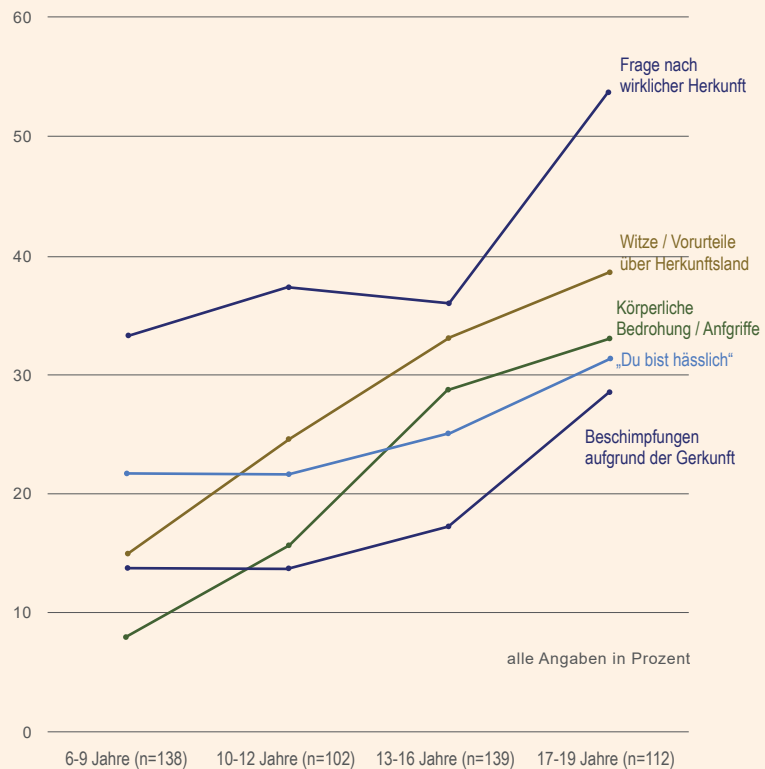
Auf die Frage, was er nicht mehr hören möchte, antwortet er: „Dass meine Eltern Wodka saufen“, denn das kränkt ihn. Dabei ist es für ihn wichtig, von wem die Beleidigung kommt. Wenn es die Freunde sind, „nehme [ich] das jetzt nicht ernst, weil ich weiß, dass es aus Humor ist. [...] Ich finde sowas auch gar nicht schlimm.“

Körperlich angegriffen bzw. provoziert wurde Wasilij immer wieder von einem Mitschüler in Form von „Klatschen“ auf die Backen und den Nacken. Sich mit Fäusten zu wehren, kommt für Wasilij nicht infrage: „Gewalt ist keine Lösung“. Auch hier hat er sich größte Mühe gegeben, dem Jungen keine Beachtung zu schenken.



*Gewalt ist keine Lösung [...] .
Deswegen hab‘ ich auch nicht
nicht zurückgeschlagen.
[...] Ich habe es ignoriert.*

Häufigste Erfahrungen mit Alltagsrassismus bei Heranwachsenden mit Zuwanderungsgeschichte nach Altersgruppe



Mit dem Alter nimmt die Erfahrung von Alltagsrassismus zu.
Aber: Schon im Grundschulalter wird jedes dritte Kind mit Zuwanderungsgeschichte danach gefragt, wo es denn „wirklich“ herkomme.

 Aus der Forschung
zusammengefasst von Hanna Leitner

SCHULISCH-INSTITUTIONELLE RASSISMUSERFAHRUNGEN

Die Arbeit des Diplom-Pädagogen Toan Quoc Nguyen beschäftigt sich mit den Rassismus- und Diskriminierungserfahrungen, die Kinder in der Schule machen. Beispielsweise erleben Schüler*innen die falsche Benennung und Instrumentalisierung ihrer Namen durch die Lehrkraft.

Diese Form der Herabwürdigung wird nur als ein Beispiel dafür gesehen, dass die Schule für Kinder und Jugendliche *of Color* oftmals einen Ort von Diskriminierungserfahrungen darstellt, wo sie Ausgrenzung und Mobbing erleben und ihnen weitere Bildungswege verwehrt bleiben.

Die im Schulalltag wiederkehrenden, kontinuierlichen Konfrontationen mit rassistischen Mikroaggressionen können psychische und körperliche Belastungen zur Folge haben. Außerdem werden die Möglichkeiten von Schüler*innen *of Color* eingeschränkt, ein positives Lernklima in der Schule zu erleben.



© milkos/123rt

- **Nguyen, Toan Quoc (2013).** „Es gibt halt sowas wie einen Marionettentäter.“ Schulisch-institutionelle Rassismuserfahrungen, kindliche Vulnerabilität und Mikroaggression. *Zeitschrift für internationale Bildungsforschung und Entwicklungspädagogik*, 36(2), 20-24.

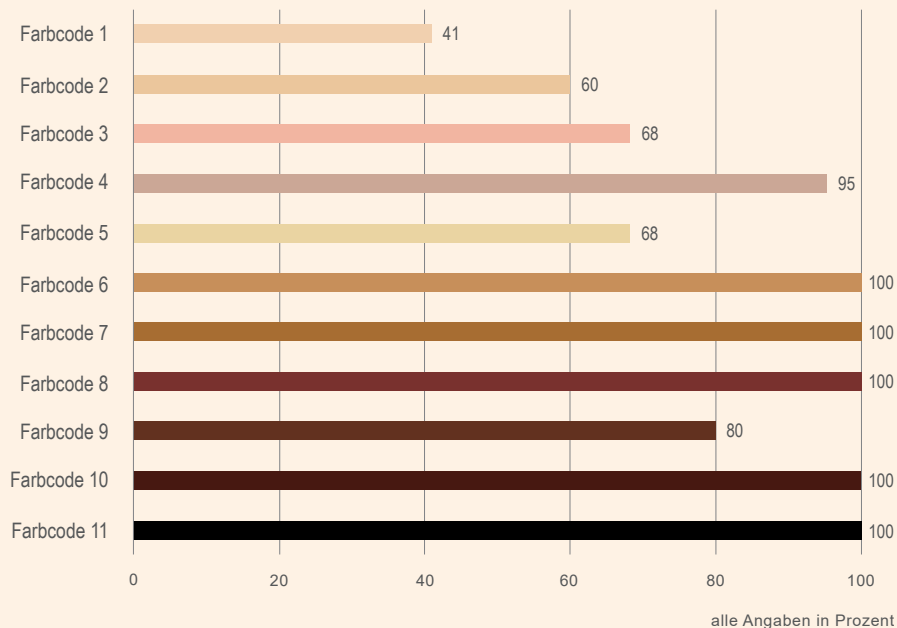
4. Erfahrungen von Alltagsrassismus nach Hautfarbe

Die von den Heranwachsenden selbst identifizierte Hautfarbe wurde statistisch mit dem Erleben der 14 abgefragten Phänomene von Alltagsrassismus gekreuzt.

Erfahrung von Alltagsrassismus insgesamt

Über alle Items hinweg wurde berechnet, wie viel Prozent der Kinder und Jugendlichen in Deutschland Erfahrungen mit Alltagsrassismus haben.

Erfahrung von Alltagsrassismus nach Hautfarbe



Fast **7** von **10** Kindern und Jugendlichen mit Zuwanderungsgeschichte haben Alltagsrassismus erfahren.

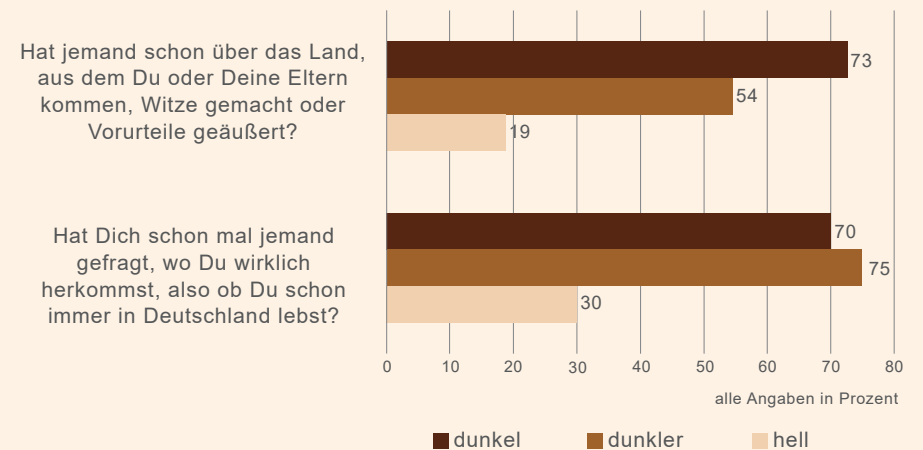
Die Tendenz: Je dunkler die Hautfarbe, desto höher die Wahrscheinlichkeit, von Alltagsrassismus betroffen zu sein.

Nahezu **10** von **10** Kindern mit dunklerer oder dunkler Hautfarbe wurden mit Alltagsrassismus konfrontiert.

Mehr als 7 von 10 Kindern und Jugendlichen mit Zuwanderungsgeschichte und dunklerer Hautfarbe wurden schon gefragt, wo sie denn „wirklich“ herkommen.

Mehr als 7 von 10 Kindern und Jugendlichen mit Zuwanderungsgeschichte und dunkler Hautfarbe haben schon mal Witze oder Vorurteile über das Land, aus dem sie oder ihre Eltern kommen, gehört.

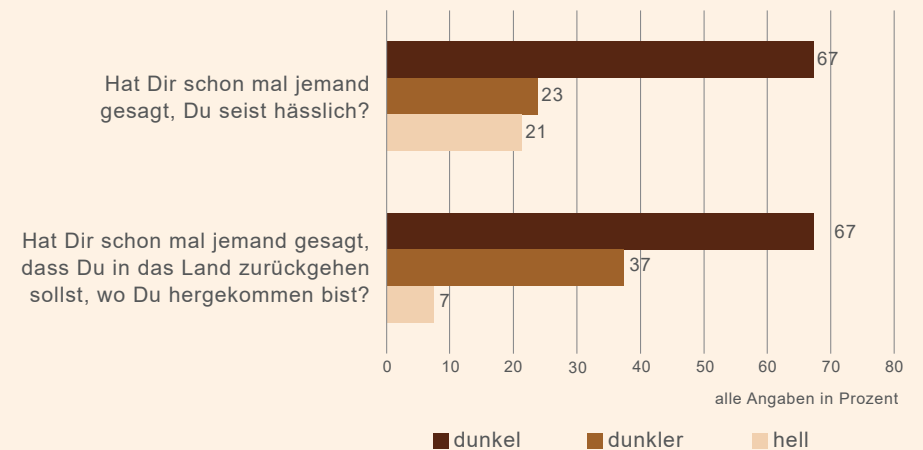
Erfahrungen von Alltagsrassismus, die Kinder und Jugendliche mit Zuwanderungsgeschichte in Deutschland gemacht haben.



Knapp 7 von 10 Kindern und Jugendlichen mit Zuwanderungsgeschichte und dunkler Hautfarbe wurde schon gesagt, sie seien hässlich.

Knapp 7 von 10 Kindern und Jugendlichen mit Zuwanderungsgeschichte und dunkler Hautfarbe wurde schon mal gesagt, sie sollten in das Land zurückgehen, aus dem sie gekommen sind.

Erfahrungen von Alltagsrassismus, die Kinder und Jugendliche mit Zuwanderungsgeschichte in Deutschland gemacht haben.

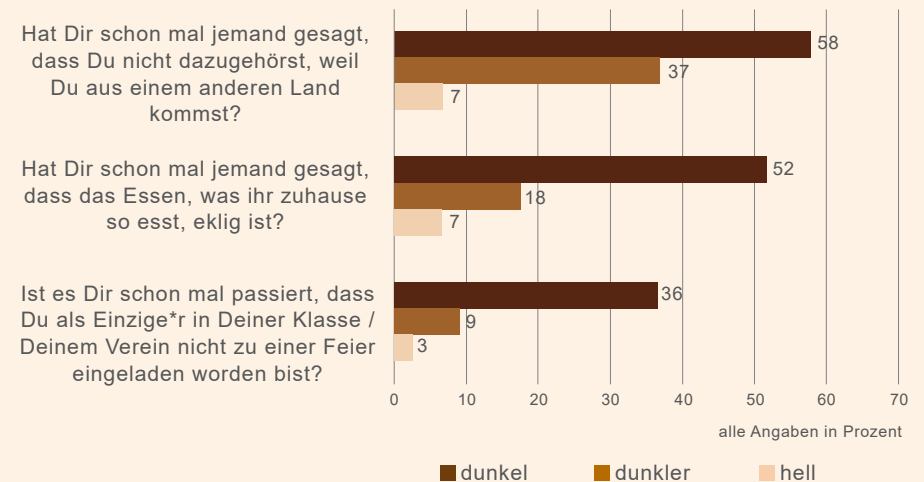


Knapp 6 von 10 Kindern und Jugendlichen mit Zuwanderungsgeschichte und dunkler Hautfarbe wurde schon gesagt, dass sie nicht dazugehörten.

Jedem zweiten

Kind und Jugendlichen mit Zuwanderungsgeschichte und dunkler Hautfarbe wurde schon mal gesagt, dass ihr Essen eklig sei.

Erfahrungen von Alltagsrassismus, die Kinder und Jugendliche mit Zuwanderungsgeschichte in Deutschland gemacht haben.



GABRIEL

12 Jahre • Junge • Geboren in Sierra Leone • Vater und Mutter aus Sierra Leone • Selbstbezeichnung: Person of Color • Seine Hautfarbe ordnet er dem Bereich „dunkel“ zu.

Gabriel erzählt, dass er „häufig“ als fremd wahrgenommen wird „wegen [s]einer Hautfarbe“. Er gibt an, „schon öfter“ gefragt worden zu sein, woher er komme.

Gabriel wurde schon oft mit Ausländerfeindlichkeit und Vorurteilen konfrontiert: „N-Wort, geh' zurück nach Afrika. Und dann denken die auch manchmal, dass ich aus Somalia bin. Die sagen dann: ‚Geh wieder in dein Land Somalia, woher du hergekommen bist. Und ess dein Chicken.‘“

Die Anfeindungen kommen von Fremden, aber auch von Freund*innen. „Also manche sagen auch, sie würden auch gerne dunkelhäutig sein, weil die haben gesagt: ‚Wenn man dunkelhäutig ist, kriegt man ja nicht so schnell einen Sonnenbrand.‘“

Wegen seiner „dicken“ Lippen erhält Gabriel überwiegend Häme. Häufig wird er in Form von Grimassen, Witzen oder Fragen bezüglich seiner „Botox-Lippen“ aufgezo-gen.

Auf einem Klassenausflug wurde Gabriel zu Unrecht des Diebstahls beschuldigt: „Ich war dann auch sehr wütend, aber das ging sehr schnell vorbei.“

Zwei körperliche Angriffe von anderen Schülern hat Gabriel bereits erlebt. Der erste war von älteren Realschülern einer anderen Schule: „Das war so ein Einklappmesser und dann hat er mich bedroht. [...] Und da war ich halt voll unter Schock. Bin erstmal zusammengebrochen und hab' halt geweint. [...] Am nächsten Tag wollte ich eigentlich gar nicht zur Schule gehen.“

**Du
Hässlon!
Dicke
Lippen!**



Weil ich eine andere Hautfarbe habe, sagen die dann dieses eine Wort, ich will es halt nicht aussprechen... N-Wort.

Der zweite Angriff kam von einem älteren Schüler im Schulflur seiner jetzigen Schule: „Dann hatte er ein Messer ausgepackt und gesagt: ‚Hör auf oder ich stech‘ dich noch ab!‘“

Die körperlichen Angriffe haben seelische Verletzungen bei Gabriel hinterlassen: „Früher, bevor solche Sachen passiert sind, hätte ich mir noch so gedacht: ‚Wenn jemand blöd von der Seite kommt und mich angreift, kann ich mich wehren.‘ Aber jetzt habe ich irgendwie voll Angst, dass die ein Messer haben. Ich hab‘ halt wirklich sehr viel Angst vor dem Tod. Ich habe Angst, dass ich sterbe.“ Bei diesen Worten laufen Gabriel Tränen übers Gesicht. „Das macht mich halt im ersten Moment traurig. Aber danach habe ich es wieder vergessen und guck‘ wieder nach vorne [...] und denke mir halt: ‚Das ist nur eine Person, nicht die ganze Welt.‘“

In Gefahrensituationen hat er sich stets Hilfe gesucht und die Polizei wurde verständigt. Eine Anzeige hat Gabriel jedoch nicht gestellt: „Ich weiß nicht, [ich] hatte Angst, Freunde zu verlieren.“

Es wurde ein Anwalt eingeschaltet und es wird nach professioneller Hilfe gesucht, um Gabriel bei der Verarbeitung des Erlebten zu unterstützen.



WAS ICH NICHT MEHR HÖREN MÖCHTE!

N-Wort

**Du Hässlon!
Dicke Lippen!**

DAS MÖCHTE ICH GERNE HÖREN:

**Ich finde deine
Lippen schön!**

**Was esst ihr in
„eurem“ Land?**

 Aus der Forschung
zusammengefasst von Hanna Leitner

JUGENDLICHE UND RASSISMUSERFAHRUNGEN

Wiebke Scharathow untersucht Rassismuserfahrungen von Jugendlichen in Deutschland. In einer qualitativen Studie wurde eine mehrtägige Forschungswerkstatt mit acht Jugendlichen im Alter von 13 bis 22 Jahren durchgeführt, die Beobachtungsprotokolle, Gruppen- und Plenumsdiskussionen und Einzelinterviews umfasste. Die Jugendlichen waren entweder in Deutschland als Kinder von Migrant*innen bzw. Geflüchteten geboren oder selbst geflüchtet.

Die Jugendlichen berichteten von Situationen, in denen ihnen die Zugehörigkeit zu Deutschland abgesprochen wurde und sie als „andere“ markiert worden sind. Die Autorin identifiziert vier Dimensionen, anhand derer sich die Wahrnehmung und Deutung rassistischer Erfahrungen für die Jugendlichen strukturiert:

Rassismus wird oftmals als unlogisch erlebt. Das Wissen der Betroffenen ist nicht ausreichend zur Interpretation, Erklärung und Einordnung von Rassismuserfahrungen. Dies hat zur Folge, dass Diskriminierungserfahrungen schwer einordbar sind und deren selbstsichere Deutung und Benennung oftmals nicht möglich ist.

Rassismus wird oftmals nur als einseitig sichtbar wahrgenommen. Soziale Praktiken, die an rassistisches Wissen anknüpfen und von Betroffenen als verletzend und ausgrenzend empfunden werden, werden vom privilegierten Gegenüber als normal und selbstverständlich eingestuft.

Rassismuserfahrung geschieht oftmals in Kontexten, in denen Jugendliche sich tendenziell zugehörig fühlen und davon ausgehen, dass Praktiken, die an rassistische Wissensbestände anschließen, nicht aus einer diskriminierenden Intention heraus betrieben werden. Allerdings bleibt dabei immer eine Unsicherheit darüber zurück, ob dies nicht doch der Fall sein könnte.

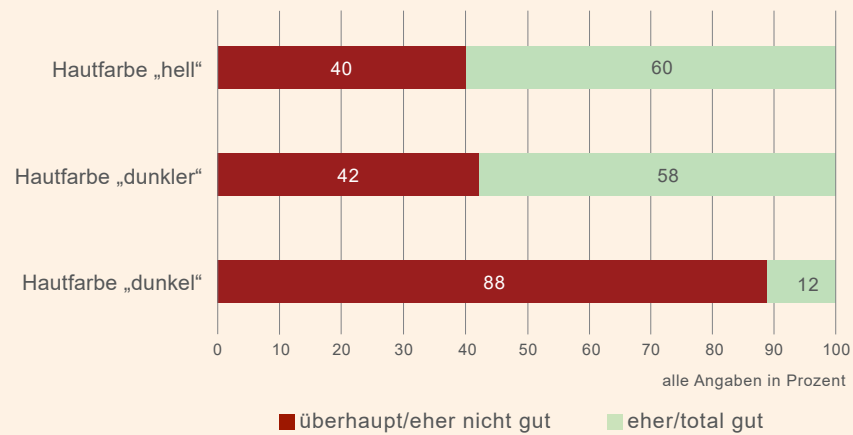
Rassismus ist eine verschwiegene Erfahrung. Bei den Jugendlichen herrschen Unsicherheiten in der Deutung und Benennung rassistischer Erfahrungen, weshalb sie mit der Problematisierung ausgrenzend wirkender Praktiken sehr zurückhaltend sind, sowohl in den konkreten Situationen als auch in der rückblickenden Betrachtung.

- **Scharathow, Wiebke (2017).** Jugendliche und Rassismuserfahrungen. Kontexte, Handlungsanforderungen und Umgangsweisen. In K. Fereidooni & M. El (Hrsg.), *Rassismuskritik und Widerstandsformen* (S. 107-127). Wiesbaden: Springer Fachmedien.

5. Subjektives Empfinden von Alltagsrassismus

Wir baten die Kinder und Jugendlichen, auf einer 4er-Skala anzugeben, wie sie es finden, wenn sie z. B. gefragt werden, ob sie schon immer in Deutschland wohnen.

Subjektives Empfinden der Frage, ob man schon immer in Deutschland leben würde.



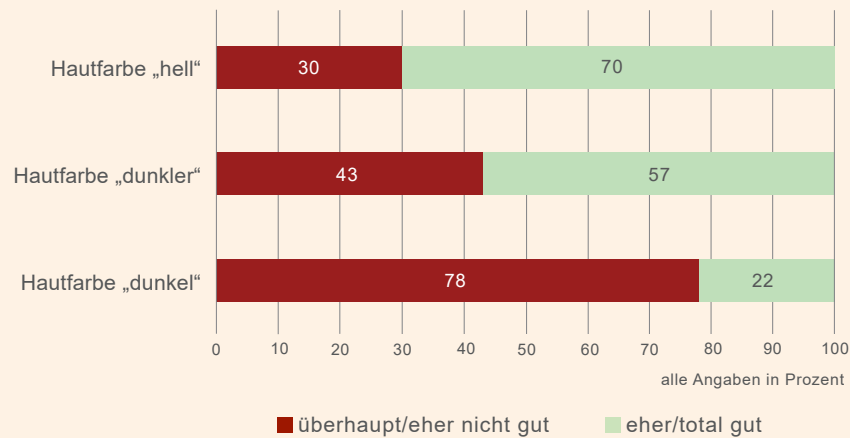
Die Frage

„Wohnst Du schon immer in Deutschland?“

empfinden **9** von **10**

Kindern und Jugendlichen mit dunkler Hautfarbe als unangenehm.

*Subjektives Empfinden der Aussage
„Du sprichst aber gut Deutsch!“*



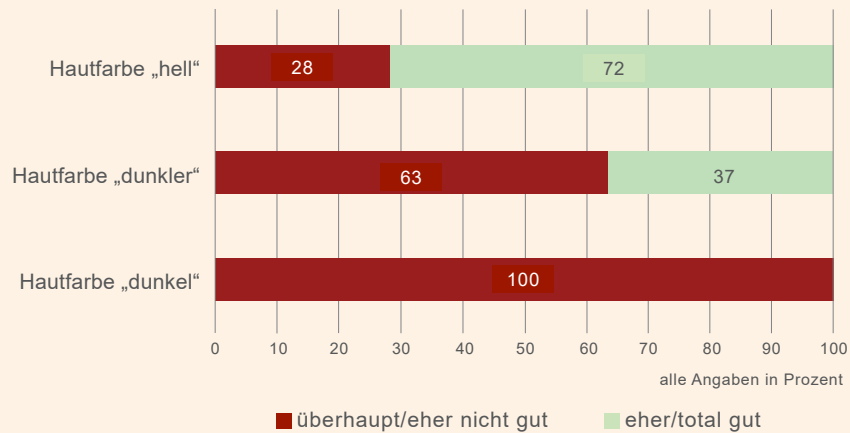
Den Satz

„Du sprichst aber gut
Deutsch!“

... empfinden in der
Grundschule noch **7** von
10 Kindern als Lob, in der
weiterführenden Schule nur
noch **5** von **10**.

... empfinden fast **8**
von **10** Kindern und
Jugendlichen mit dunkler
Hautfarbe als unangenehm.

*Subjektives Empfinden der Frage
„Darf ich mal Deine Haare anfassen?“*



Die Frage

„Darf ich mal Deine Haare anfassen?“
empfinden alle (!) Kinder und Jugendlichen mit dunkler Hautfarbe als unangenehm.

AMINATA

8 Jahre • Mädchen • Geboren in Deutschland • Vater aus Gambia, Mutter mit türkisch-kurdischer Migrationsgeschichte • Selbstbezeichnung: Afro-Deutsch, „braun“ • Ihre Hautfarbe ordnet sie dem Bereich „dunkler“ zu.

Aminata bezeichnet sich mit ihren acht Jahren als Afro-Deutsch mit der Hautfarbe Braun, „weil [...] ich bezeichne niemanden als Schwarz, weil es gibt eigentlich keine Schwarzen Menschen. Sie sind einfach nur dunkelbraun. Und es gibt auch keine weißen Menschen. Sie sind einfach nur hell.“

Aminata nervt es, dass in ihrer alten Schule immer viele Kinder zu ihr kamen und sie fragten, aus welchem Land sie denn komme. „Aus Berlin“, gab Aminata immer zur Antwort. „Und wieso bist du dann braun?“, entgegneten die Kinder.

„Nur weil ich braun bin, heißt es nicht, dass ich nicht aus Berlin kommen kann.“

Schwarze Pest.

„An der jetzigen Schule da ist der Junge, [...] immer wenn er an mir vorbeiläuft, fässt er einfach meine Haare an.“ Am liebsten trägt Aminata deshalb ihre Haare geschlossen.

Aminata hat von klein auf Ausgrenzung in der Kita und Schule erfahren. Als Beispiel nennt sie eine Situation, als im Spiel eine Brücke gebaut wurde: „Da haben zwei Jungs was gebaut und

alle durften übergehen, nur ich nicht“, erzählt sie und blickt niedergeschlagen zu Boden. Andere Kinder sagten zu ihr: „Braune Mädchen dürfen nicht mitspielen“.



Nur weil ich braun bin, heißt es nicht, dass ich nicht aus Berlin kommen kann.

Aminata wurde mehrfach beleidigt. In der ersten Klasse nannte ein Junge sie „schwarze Pest“. Ein anderes Kind sagte: „Sie ist dreckig. Sie muss sich waschen.“ Wenn sie so etwas hört, „dann fühle ich mich traurig, weil wenn ich alleine in solchen Momenten bin, dann kann ich nicht richtig reagieren. [...] Ich weiß nicht wirklich, was ich dann tun soll.“

Mittlerweile hat sich Aminata eine Strategie entwickelt und Antworten überlegt: „Wenn du mich noch einmal ‚braune Schokolade‘ nennst, nenne ich dich ‚Gaul!‘“ Ein anderes Mal passierte etwas auf dem Spielplatz: „Dann hat die kleinere Schwester gesagt: ‚Ich mag die Frisur, die Haare von der nicht.‘ Und dann hab’ ich gesagt: ‚Aber sie sind halt so.‘ Und ich habe ihrer Schwester gesagt: ‚Kannst du deiner Schwester erklären, dass man sowas nicht sagt und dass das unhöflich ist?‘ Und ich glaube, sie hat das auch getan.“

Am Ende des Interviews hält Aminata kurz inne und sagt: „Über meine Erfahrungen zu sprechen, ist so, als ob ... [überlegt sehr lange] ich eine Last auf meinem Rücken trage und jemand hilft mir, diese Last zu tragen.“



WAS ICH NICHT MEHR HÖREN MÖCHTE!

**Schwarze
Pest.**

**Du darfst nicht
mitspielen, weil
du braun bist.**

**Du bist dreckig.
Du musst Dich
waschen.**

SO ANTWORTE ICH AUF BESCHIMPFUNGEN

**Dass man sowas
nicht sagt und dass
das unhöflich ist.**

**Wenn du mich noch
einmal ‚braune
Schokolade‘ nennst,
nenne ich dich Gaul!**

 Aus der Forschung
zusammengefasst von Hanna Leitner

EMPOWERMENT ALS ERZIEHUNGSAUFGABE

Die Untersuchung von Nkechi Madubuko beschäftigt sich damit, wie Eltern mit Migrationshintergrund in Deutschland ihre Kinder bestmöglich auf Rassismuserfahrungen vorbereiten und sie bei deren Bewältigung unterstützen können. Die Frage, wie Kinder durch eine „ethnische Sozialisation“ Empowerment im Umgang mit Rassismuserfahrungen erhalten können, bildet den zentralen Schwerpunkt der Arbeit.

Die Arbeit greift auf die Daten einer qualitativen Studie der Autorin zurück („Akkulturationsstress von Migranten“, 2010), in der 37 erwachsene Migrant*innen mit europäischem und afrikanischem Migrationshintergrund zu ihrer Erfahrung und ihrem Umgang mit Rassismus befragt wurden.

Rassismuserfahrungen stellen eine wiederkehrende Verletzung des Selbstwerts einer Person dar. Vor diesem Hintergrund haben Eltern von Kindern, die von Rassismus betroffen sind, die Aufgabe, den Selbstwert ihres Kindes zu schützen. Eine „empowernde“ ethnische Sozialisation durch die Eltern ist demnach von großer Relevanz, um den Stress des Kindes zu begrenzen.

Die Ergebnisse lassen zwei Arten von Strategien erkennen:

Strategien, die keine Stressreduzierung bewirken können, wie z. B. das Leugnen von diskriminierenden Erfahrungen oder der Rückzug in die eigene Herkunftsgemeinschaft, und Strategien, die einen positiven Effekt für die Stressreduktion mitbringen.

Zum einen sollen Eltern dem Kind dabei helfen, einen inneren Schutzraum zu entwickeln, indem sie es mit Selbstbewusstsein und Stolz ausstatten. Durch die Vermittlung von positiven Kenntnissen über die Herkunftskultur können Kinder sich selbst unabhängig von der Wahrnehmung der Mehrheitsgesellschaft sehen.

Durch die Thematisierung von Rassismuserfahrung in der Familie und Konsequenzen aus dem Erlebten, z. B. Kontakt zum/zur Vertrauenslehrer*in, wird dem Kind signalisiert, dass Diskriminierung nicht ungestraft stattfinden darf.

Schaffung eines äußeren Schutzraums durch ein Umfeld, in dem das Kind akzeptiert wird und wo Kontakte mit der Diaspora geknüpft werden können.

Freundschaftliche Kontakte zu Kindern ohne Migrationshintergrund sind wünschenswert.

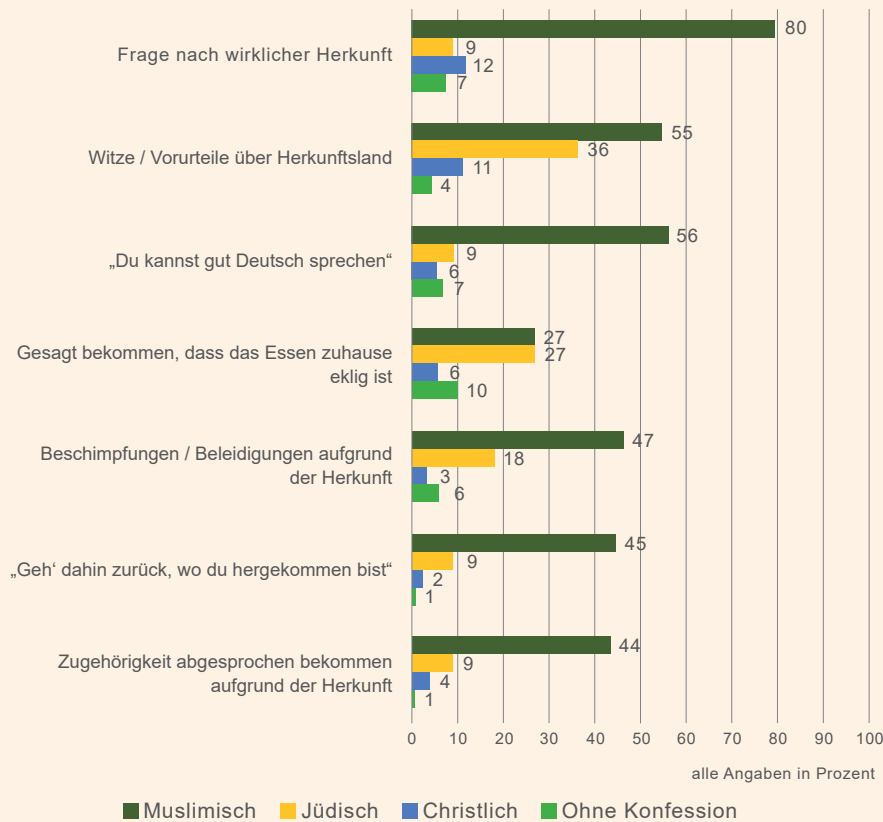
Aufbauend auf einem positiven Selbstwert sollten Kinder mit Ressourcen ausgestattet werden, die sie zur Gegenwehr, kritischen Distanz zu ausgrenzenden Erfahrungen und zur Abkehr von der Opferrolle befähigen.

- **Madubuko, Nkechi. (2017).** „Empowerment als Erziehungsaufgabe: Verarbeitungsstrategien gegen Rassismuserfahrungen von binationalen Kindern und Jugendlichen. In K. Fereidooni & M. El (Hrsg.), *Rassismuskritik und Widerstandsformen* (S. 797-815). Wiesbaden: Springer Fachmedien.

6. Alltagsrassismus im Kontext religiöser Selbstbezeichnung

Die Erfahrungen von Alltagsrassismus wurden statistisch in Beziehung gesetzt zu den Kindern und Jugendlichen, die sich selbst mit einer religiösen Selbstbezeichnung identifizierten.

Alltagsrassismus nach religiöser Selbstbezeichnung



Im Vergleich

erfahren vor allem Kinder und Jugendliche, die sich selbst als muslimisch als eine der zwei wichtigsten Zugehörigkeiten beschreiben, Alltagsrassismen.

SAIRA

12 Jahre • Mädchen • Geboren in Deutschland • Vater und Mutter aus Pakistan • Ihre Hautfarbe ordnet sie dem Bereich „dunkler“ zu.

Saira sagt über sich selbst: „Ich bin muslimisch, eben auch ein bisschen deutsch, weil ich lebe hier, ich kann gut Deutsch.“

Seit der fünften Klasse trägt Saira einen Hjab. Damit veränderte sich viel, denn nun wird sie noch deutlich häufiger als fremd wahrgenommen: „Nur weil ich Kopftuch trage, schauen die mich ständig so an. Und das passiert halt eben sehr oft, dass sie mich eben so oft anschauen.“

Beispielsweise in der S-Bahn: „Die hat mich richtig blöd angeschaut wegen meinem Kopftuch und so und, wo wir aneinander vorbeigegangen sind, [sagte] die so: ‚Ausländer raus!‘“

Du gehörst nicht zu unserem Land.

Saira erzählt: „Das hat mich echt geärgert. [...] Das nervt halt richtig mal.“

Es gibt immer wieder Situationen, in denen sie sich durch die Anmerkungen anderer gekränkt fühlt. Ein Beispiel: „Es war, weil es so heiß war. Ich habe halt gesagt: ‚Mir ist voll heiß!‘ Und dann, es war so ein Junge, ein Mitschüler, der [sagte] dann so: ‚Zieh halt dein Kopftuch dann aus.‘ Für was trag' ich denn Kopftuch? Und der

sagt einfach, dass ich das gleich ausziehen soll. [...] Das hasse ich.“ Saira fühlt sich in ihrer Religiosität und Identitätsarbeit nicht ernst genommen. Wir nehmen Saira im Interview als höflich und selbstbestimmt wahr, doch das Unwissen bzw. der fehlende Respekt belasten sie.

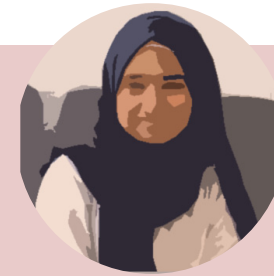


*Nur weil ich Kopftuch trage,
heißt das ja nicht, dass ich
nicht hierher gehöre.*

Auch einige Lehrer*innen begegnen Saira mit Vorurteilen: „Weil ich gehe mit Kopftuch ja zur Schule. Ja und dann denken die eben schon so, dass ich nicht so gut Deutsch kann.“ Wenn sich Saira inhaltlich äußert, sind manche Lehrer*innen ganz überrascht: „Du kannst richtig gut Deutsch sprechen! Ich denk' mir so, warum, [...] wenn man Kopftuch trägt oder aus einem anderen Land kommt, heißt es nicht, dass man nicht gut Deutsch kann.“

Saira betont immer wieder, dass sie in Deutschland geboren ist: „Ja, ich komme wirklich hierher. Ich wohne hier, ich bin hier auch geboren.“ Dennoch begegnen ihr immer wieder Schüler*innen und Lehrer*innen voreingenommen: „Die haben mich da einfach gefragt, ob du wirklich in Deutschland wohnst, so hierher kommst. [...] Ich habe mich da schon so ein bisschen komisch gefühlt. Warum man so etwas frägt, wenn ich jetzt hier auf die Schule gehe? Ich wohne hier. Was ist das überhaupt für eine Frage?“

Danach gefragt, was sie sich für ein soziales Miteinander wünscht, wie andere mit ihr umgehen sollten, hat sie eine klare Vorstellung: „Wie jedes Kind, also wie Deutsche oder so. Ich bin normal, ein Kind wie jedes andere. [Sie] sollen mich eigentlich ganz gut behandeln, wie die anderen.“



WAS ICH NICHT MEHR HÖREN MÖCHTE!

**Du gehörst nicht
zu unserem
Land.**

**Warum ziehst Du
Dein Kopftuch
nicht aus?**

WAS ICH MIR WÜNSCHE, WAS ICH HÖREN MÖCHTE:

**Dass die Leute mich
nicht mehr so komisch
ansehen, nur weil ich ein
Kopftuch trage.**

**Egal wie Du bist,
Du gehörst
zu uns.**

WAS SIND VORURTEILE?

Nach Gordon Allport, dem Pionier der sozialpsychologischen Vorurteilsforschung, bezeichnen Vorurteile „eine Antipathie, die sich auf eine fehlerhafte und starre Verallgemeinerung gründet. Sie kann ausgedrückt oder auch nur gefühlt werden. Sie kann sich gegen eine Gruppe als Ganze richten oder gegen ein Individuum, weil es Mitglied einer solchen Gruppe ist.“ (Allport, 1971, S. 23) Mit dem Aufstieg der kognitiven Perspektive in der Psychologie setzte sich die Annahme einer Dreidimensionalität des Vorurteilsbegriffs durch, die sich bis heute in der Forschung findet (Legge & Mansel, 2012, S. 503). Demnach können sich Vorurteile affektiv (z. B. durch negative Emotionen), kognitiv (z. B. durch stereotype Überzeugungen) und konativ (z. B. über diskriminierendes Verhalten) gegenüber einer Gruppe manifestieren (ebd., S. 503). Somit sind Vorurteile nicht einfach nur mögliche individuelle Meinungen unter vielen, sondern falsche und unflexible Generalisierungen, die weitreichende negative Folgen für Mitglieder ausgegrenzter Gruppen und für die Gesellschaft insgesamt haben können.

Wie entstehen Vorurteile?

Nach Zick et al. (2011) entstehen Vorurteile in einem dreistufigen Prozess. Zunächst wird in der Kategorisierung, einem grundlegenden kognitiven Prozess, der nahezu automatisch abläuft und der uns erst ermöglicht, die Komplexität der Informationen unserer Umwelt zu verstehen, zwischen der Eigengruppe (Ingroup) und der Fremdgruppe (Outgroup) unterschieden. Situationsabhängig wird etwa nach Geschlecht, Alter oder ethnischer Zugehörig-

keit kategorisiert. Dabei spielen unterschwellig auch die Medien eine Rolle, die die Aufmerksamkeit steuern und auf spezifische Merkmale (wie etwa die Religionszugehörigkeit) lenken (ebd., S. 33, und zusammenfassend bei Appel, 2008).

Nach der Kategorisierung schreiben wir auf der Stufe der Stereotypisierung Menschen ihrer Gruppenzugehörigkeit entsprechend bestimmte Eigenschaften zu. Hier lässt sich das Phänomen beobachten, dass uns die Mitglieder einer Outgroup als sehr homogen erscheinen, während die Ingroup als sehr unterschiedlich wahrgenommen wird. Allerdings sind dieser Schritt der Stereotypisierung und die daraus folgenden Urteilsverzerrungen nicht zwangsläufig: „Wir haben die Möglichkeit, bewusst innezuhalten und unsere Stereotype zu überdenken und zu revidieren.“ (Zick et al., 2011, S. 33 f.)

Erst auf der Stufe der Bewertung werden die nach Gruppen kategorisierten Individuen unter anderem auf Grundlage der zugewiesenen Stereotype bewertet, wobei die eigene Gruppe zumeist positiv und die Fremdgruppe eher negativ bewertet wird (Degner et al., 2009).

- **Allport, Gordon Willard (1971).** Die Natur des Vorurteils. Köln: Kiepenheuer & Witsch. Übersetzung von: The nature of prejudice. Reading: Addison-Wesley (1954).
- **Legge, Sandra & Mansel, Jürgen (2012).** Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit und Diskriminierung. In G. Albrecht & A. Groenemeyer (Hrsg.), Handbuch soziale Probleme (S. 494-548). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- **Zick, Andreas, Küpper, Beate & Hövermann, Andreas (2011).** Die Abwertung der Anderen. Eine europäische Zustandsbeschreibung zu Intoleranz, Vorurteilen und Diskriminierung. Berlin: Friedrich-Ebert-Stiftung. Verfügbar unter: <http://library.fes.de/pdf-files/do/07905-20110311.pdf> [21.09.21].

7. Mit welchen Beleidigungen sich Kinder und Jugendliche konfrontiert sehen

Wir fragten die Kinder und Jugendlichen: „Ist es Dir schon mal passiert, dass Dich jemand aufgrund Deiner Herkunft beschimpft oder beleidigt hat?“

Bei Zustimmung folgte die Frage: „Wer hat Dich beschimpft oder beleidigt und was hat er/sie da zu Dir gesagt? Erkläre mir das etwas genauer.“

AABID

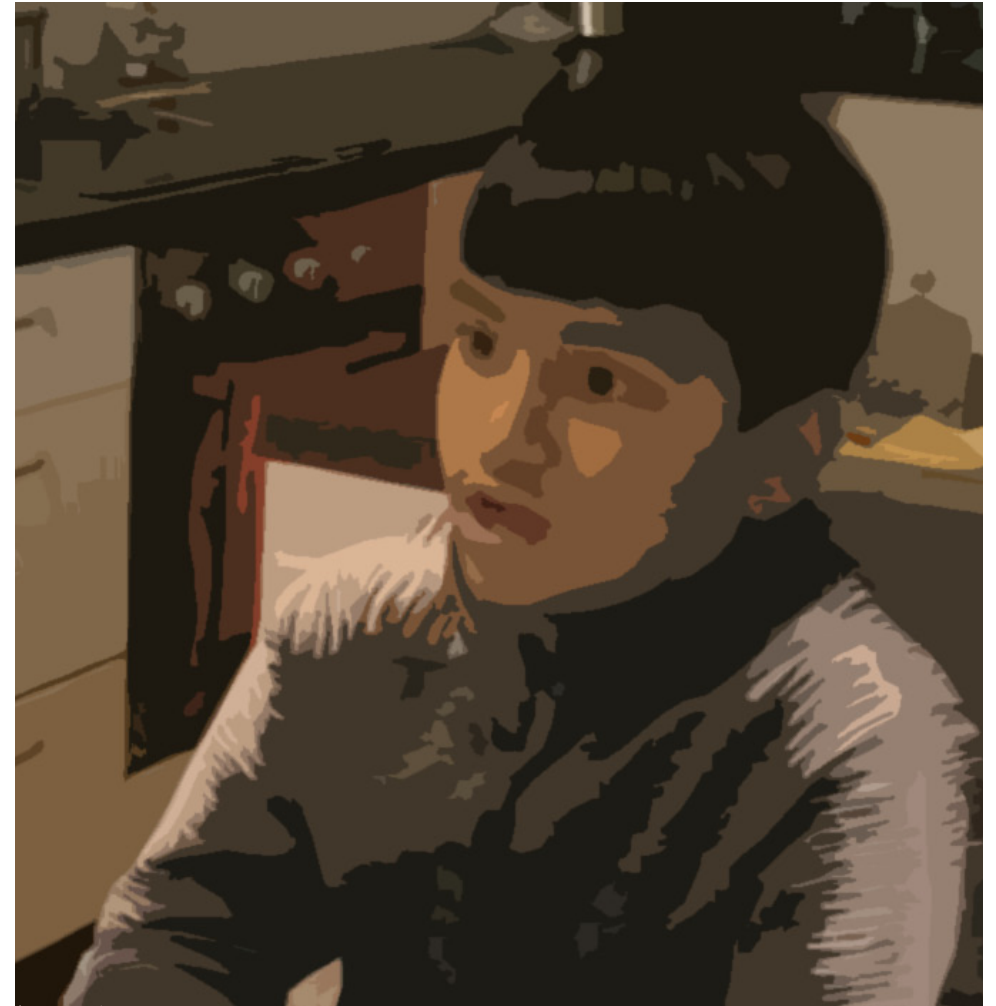
9 Jahre • Geboren in Syrien • Vater und Mutter aus Syrien • Selbstbezeichnung: Muslimisch • Seine Hautfarbe ordnet er dem Bereich „dunkler“ zu.

Aabid ist mit seiner Familie vor acht Jahren nach Deutschland geflüchtet: „[Da war ich] ein Jahr alt, dann hat der Krieg begonnen und dann bin ich nach Deutschland gegangen.“ Mehr als einmal wurde er von Deutschen mit Fragen nach seiner Herkunft und Religion konfrontiert. Verknüpft waren die Fragen immer mit diskriminierenden Forderungen und Beschimpfungen, dass er in seinem Land bleiben solle: „Das war in der ersten Klasse. [...] Ein Junge hat mich angesprochen: ‚Was machst du hier in Deutschland?‘ Dann meinte ich: ‚Weil es in meinem Land Krieg gibt und weil ich möchte auch gar nicht sterben. Ich möchte auch leben.‘ [...] Danach meinte er mir: ‚Bleib in deinem Land lieber. Geh zurück in dein Land!‘“ Bei einer Auseinandersetzung auf dem Spielplatz

Geh zurück in dein Land. Geh sterben!

meinte ein fremder Junge zu ihm: „Du gehörst nicht zu Deutschland. Geh zurück in dein Land. [...] Geh sterben!“ Diese Situationen waren oft mit körperlichen Angriffen verbunden: „Er hat mich auf den Rücken geschlagen. Hat weh getan. [...] Einfach so! [...] Ich hab‘ ihm gar nichts angetan.“ In zwei Situationen wurde er von fremden Jungen getreten und geschubst. Aabid findet eine Einordnung dafür: „Ja, rassistisch, genau.“

Aabid vertraut sich seinen Lehrer*innen und Eltern an. Er sucht nach Lösungen, um das Gegenüber zum Aufhören zu bewegen („Warum machst du das?“). Unterstützt wird er durch seine Freunde: „Meine älteren Freunde meinten zu ihm: ‚Geh weg!‘ Er ist weggegangen, weil das waren ja Ältere. Er hatte Respekt.“



Ein paar meinten, mein Land ist scheiße, aber da ist es sehr schön.

DIE HÄUFIGSTEN BESCHIMPFUNGEN

1. Geh zurück ...

„Dass [ich] zurück nach Anatolien soll und dass es in Deutschland zu viele Türken gibt.“
(Bekannter im Sportverein zu Junge, 9 Jahre)

„Ich soll nach Syrien zurückgehen.“
(Nachbar zu Mädchen, 18 Jahre)

„Geht doch in die Türkei zurück.“
(Mitschüler zu Junge, 9 Jahre)

„Dass ich zurück nach Afrika soll.“
(Mitschülerin zu Mädchen, 10 Jahre)

2. Bezug auf türkische bzw. arabische Zuwanderungsgeschichte

„Ziegenficker.“
(Mitschüler zu Junge, 12 Jahre)

„Dass ich zurück nach Anatolien soll und dass es in Deutschland zu viele Türken gibt.“
(Bekannter im Sportverein zu Junge, 9 Jahre)

3. Als „Ausländer“

„Hat vor mich gespuckt und gesagt, dass ich wieder in mein Land zurückgehen soll.“
(Fremder auf der Straße zu Junge, 12 Jahre)

„Dass sie keine Ausländer mögen.“
(Mitschüler zu Junge, 11 Jahre)

„Ich solle doch in den Busch zurückgehen.“
(Passant zu Mädchen, 14 Jahre)
(Anmerkung: beide Aussagen zur 1. Kategorie)

4. Auf polnische oder russische Zuwanderungsgeschichte abzielend

Jemand war der Überzeugung, ich hätte etwas geklaut, weil ich polnische Wurzeln habe.“
(Junge, 17 Jahre)

„Wir Polen würden nur Autos klauen.“
(Junge, 18 Jahre)

„Ich soll zu meinem Freund Putin gehen.“
(Mitschüler zu Junge, 17 Jahre)

„Du blöder Pole.“
(Mitschüler zu Junge, 8 Jahre)

5. Auf „afrikanische“ Zuwanderungsgeschichte abzielend

„Ich solle etwas nicht anfassen,
weil ich sonst abfärbe.“
(Passant zu Mädchen, 14 Jahre)

„Ich wurde mit dem N-
Wort bezeichnet.“
(Mitschülerin zu Mädchen, 14
Jahre)

„Du bist dunkelfarbig.“
(andere Kinder zu Junge, 7 Jahre)

„Scheiss N***.“
(Mitschüler zu Mädchen,
12 Jahre)

„N***.“
(Kind zu Junge, 6 Jahre)

„Sklave.“
(andere Kinder zu Junge,
7 Jahre)

6. Aufgrund des Hijab

„Dass ich mit meinem Kopftuch
hinter den Herd und nicht auf die
Schule gehöre.“
(zu Mädchen, 17 Jahre)

„Weil meine Mama
ein Kopftuch trägt.“
(zu Mädchen, 7 Jahre)

„Kopftuchmädchen,
obwohl ich gar keins
trage.“
(zu Mädchen, 13 Jahre)

„Ich wäre eine
Islamistin, weil ich ein
Kopftuch trage.“
(Nachbar zu Mädchen, 15 Jahre)

DANNY

12 Jahre • Geboren in Deutschland • Mutter aus Kenia, Vater aus Deutschland • Selbstbezeichnung: Deutsch-Afrikanisch, dunkelhäutig, glaubenslos • Seine Hautfarbe ordnet er dem Bereich „dunkel“ zu.

Danny berichtet von zahlreichen Beschimpfungen ob seiner Hautfarbe, u.a. „N-Wort.“

Zwar scherzt er selbst gern unter Freunden, spürt aber sehr genau, wo die Grenze zur Beleidigung ist: „Ich erkenn‘ das auch schon relativ gut, wenn das eine versteckte, eigentlich Abwertung ist.“

Trotzdem muss sich der 12-Jährige – teils von den eigenen Freunden – Sprüche anhören wie: „Du musst nicht in die Sonne, du bist schon schwarz genug“, „Wieso willst du überhaupt noch Afrika sehen? Dann wirst du noch schwärzer“ oder „Du brauchst nicht nach Afrika zu gehen. Wenn du wiederkommst, können wir dich nicht wiedererkennen, wahrscheinlich wirst du so schwarz sein, wie ein angekokeltes Blatt oder so.“

Dazu Danny: „Da war ich schon auch traurig, weil es einer meiner besten Freunde war.“

Danny erzählt auch von Ausgrenzung und körperlichen Angriffen. In Streitsituationen versucht er, ruhig zu bleiben und sein Gegenüber mit Worten zum Umdenken zu bewegen: „Wir haben das aber noch gut klären können. [...] Nach wirklich deutlichen Erklärungen von mir hat er es dann verstanden.“

Bei Äußerungen, die ihm zu weit gehen, zeigt er klare Grenzen auf und kommuniziert diese: „Da ist dann wirklich eine komplette Grenze. Da gibt’s für mich kein Scherz.“

N-Wort



Wenn nötig, wendet er sich an seine Erzieher*innen: „Da bin ich zur Betreuerin gegangen und hab' gesagt: ‚Die beleidigen mich dauernd hier als ‚N-Wort‘.‘ [...] Da ist jetzt wirklich eine Grenze übertreten.“

Danny erzählt von einer weiteren Grenzüberschreitung: „Als sie angefangen haben, meine Mutter zu beleidigen. Da habe ich gesagt: ‚Nee, lass das mal bitte.‘ [...] Da ist die Grenze erreicht.“

Neben der klaren Mitteilung, wenn etwas zu weit geht, helfen ihm beim Umgang mit Alltagsrassismus verlässliche Bezugspersonen: „Ich freue mich, dass ich auch gleichzeitig tolle Menschen um mich herum habe. Wenn ich das habe, fühle ich mich nicht mehr so alleine.“



WAS ICH NICHT MEHR HÖREN MÖCHTE!

N-Wort

So einen hässlichen Menschen möchte ich nicht mehr sehen.

DAS MÖCHTE ICH GERNE HÖREN:

Toller Mensch.

Toller Freund.

 Aus der Forschung
zusammengefasst von Dr. Maya Götz

RASSISMUS UND JUGENDLICHE

Claus Melter zeigt anhand von Interviews u.a. mit Jugendlichen zu deren Rassismuserfahrungen, wie komplex die Beziehung zwischen Rassismuserfahrungen und Identitätsentwicklung ist. Die befragten Jugendlichen können sehr klar und deutlich körperliche Angriffe bzw. deren Androhung schildern. Subtilere Formen von Rassismus hingegen nehmen sie zunächst nicht als solche wahr. Auf direkte Nachfrage im Interview können sie diverse Erlebnisse von Rassismus beschreiben, formulieren aber ihre Erfahrungen oft so, als wenn sie selbst daran schuld wären, schließlich hätten sie bestimmte körperliche Merkmale, eine Zuwanderungsgeschichte und verhielten sich in bestimmten Situationen in spezifischer Weise. Damit tragen sozusagen sie selbst die Schuld an den Erlebnissen und das rassistische Handeln wird legitimiert.

Bei den interviewten Pädagog*innen zeigten sich diese Argumentationslinien noch um einiges stärker bzw. es wird insgesamt angezweifelt, dass es sich um Rassismus handelte.

Was hier stattfindet, ist eine Opfer-Täter-Umkehr. Doch solange ein Grundverständnis über die multiplen Erscheinungsformen von Diskriminierung, Zuschreibung, Benachteiligung und Exklusion nicht vorhanden ist, fehlt Heranwachsenden – aber eben vor allem auch Pädagog*innen – das Deutungsmuster und das Vokabular, um Rassismus zu erkennen.

Das Buch vom Antirassismus

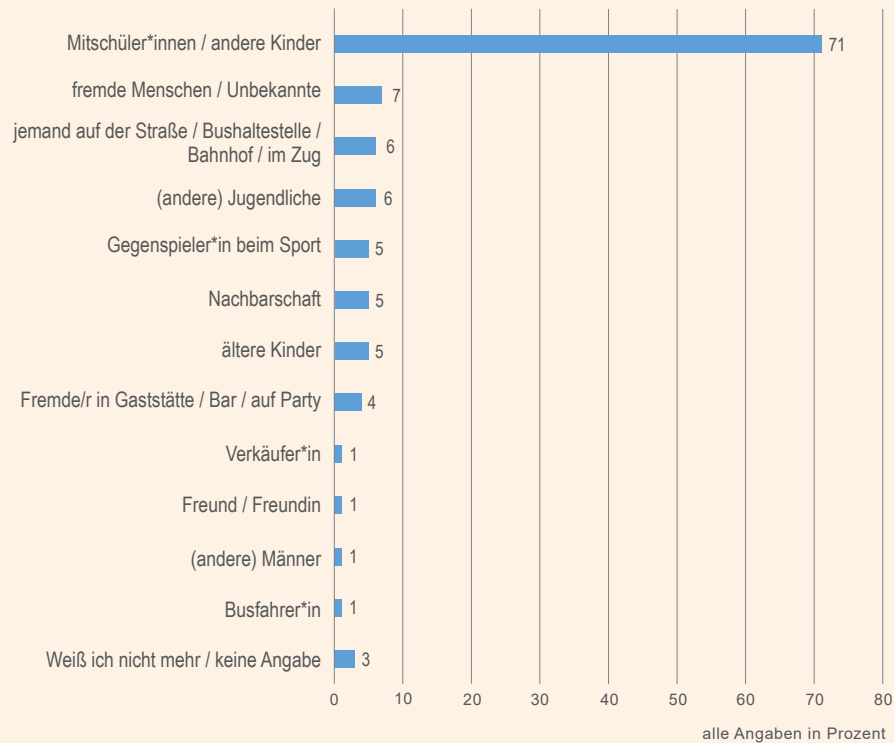
Tiffany Jewell schrieb „Das Buch vom Antirassismus“ explizit für Menschen, die sich dem Rassismus entgegenstellen wollen, und insbesondere für BIPOC-Jugendliche. Erhellend und den Blick erweiternd wurde es von Aurélie Durand illustriert.

Jewell adressiert niederschwellig Jugendliche und kombiniert Input von nötigem Wissen mit Selbsterfahrungshinweisen, die sie zusätzlich kontextualisiert.

- Sie beginnt bei „verstehen und in mich hineinwachsen“ und dem Bedürfnis der Mehrheitsgesellschaft, die Menschen so anzupassen, dass sie in die bestehenden, gedachten Stereotype passen. Ihre Aussage: „Du hast das Recht, gesehen und verstanden zu werden, ohne Dich zu verstellen.“
- Waking Up: Was ist Rasse, was ist ethnische Identität? Jewell klärt auf: „Das Konzept der ‘Rasse’ entbehrt jeder wissenschaftlichen Grundlage, es ist ein erfundenes, soziales Konstrukt. Der Begriff „ethnische Identität“ bedient sich ebenfalls einer gesellschaftlichen Konstruktion, er ist wie das Konstrukt Rasse ständiger Veränderung unterworfen und meist von *Weiß*en konstruiert.
- Vorurteile sind persönlich – das verdeutlicht Jewell anhand eigener Rassismuserfahrungen in der Schule und führt die Konzepte von „Mikroaggressionen“, „Internalisiertem Rassismus“ und „Persönlichem Rassismus“ ein. Sie regt dazu an, Mikroaggressionen aufzuschreiben und zu reflektieren.
- „Die Geschichte, die wir in uns tragen“ – so überschreibt Jewell ihre Einführung in die Geschichte von Sklaverei, Kolonisation und systematische Unterdrückung. Fortgesetzt wird dies mit Beispielen der Zwangsassimilation von Minderheiten durch Wegnahme und Ausbildung der Kinder und weitere konkrete Beispiele, wie die Mehrheitsgesellschaft institutionell rassistisch handelte und diskriminierte.
- „Untätigkeit kann keinen Wandel bewirken. Wenn nichts passiert, können wir die Dynamik der Veränderung nicht spüren.“ Für das „Stören von Rassismus“ schlägt die Autorin vor, sich einen Plan zu überlegen, bei dem Rassismus in Situationen deutlich wird, ohne dass der/die Störer*in selber in Gefahr gerät.
Welche Wege zur Veränderung Jewell und andere Autor*innen konkret vorschlagen, wird in Band 2 dieser Reihe zusammengefasst.

- **Melter, Claus (2006).** Rassismuserfahrungen in der Jugendhilfe. Eine empirische Studie zu Kommunikationspraxen in der Sozialen Arbeit. Münster u.a.: Waxmann.
- **Tiffany Jewell (2020).** Das Buch vom Antirassismus. Berlin: Zuckersüß Verlag.

Wer beleidigt?



7 von 10

Beleidigungen kommen von Mitschüler*innen und anderen Kindern oder Jugendlichen.

 Aus der Forschung
zusammengefasst von Heike vom Orde

WIE ENTWICKELN SICH VORURTEILE BEI KINDERN?

Vorurteile und Bewertungsunterschiede zwischen der eigenen und einer fremden sozialen Gruppe treten nicht erst bei Erwachsenen, sondern bereits bei Kindern im Vorschulalter auf. Die in der Forschung diskutierten und teilweise widersprüchlichen Theorien und Befunde zur Entwicklung von Vorurteilen sind verknüpft mit unterschiedlichen Einflussfaktoren.

So zielen **kognitive Einflussfaktoren** auf die sich erst entwickelnde Fähigkeit von Kindern, Kategorien zu bilden, um ihre Umwelt verstehen zu können. Aufgrund ihrer eingeschränkten kognitiven Fähigkeiten konzentrieren sich Kinder in der frühen Kindheit vor allem auf einzelne wahrnehmbare Merkmale, wie etwa das Geschlecht oder die Hautfarbe. Dabei werden der vertrauteren Gruppe positivere Emotionen entgegengebracht als derjenigen, die dem Kind fremd ist (Cameron et al., 2001).

Als wichtige **sozial-kognitive Einflussfaktoren** werden vorurteilsrelevante Kompetenzen wie Empathie oder moralisches Denken genannt. Killen & Stangor (2001) konnten Altersunterschiede beim Zusammenhang von Vorurteilen und moralischer Entwicklung bei 7- bis 13-Jährigen nachweisen. So stellen ältere Kinder, z. B. bei der Entscheidung, ob ein afroamerikanisches Kind in die angloamerikanische Peergroup miteinbezogen werden soll, stärker sozial-konventionelle Überlegungen an: Ihnen ist also das „Funktionieren“ der Gruppe (und damit der Ausschluss eines Kindes) wichtiger als die faire, vorurteilsfreie Behandlung eines Individuums.

Bei jüngeren Kindern (7-10 Jahre) spielen hingegen moralische Überlegungen wie Fairness oder Gerechtigkeit eine größere Rolle, was der Entwicklung von Vorurteilen und Ausgrenzung entgegensteht.

Motivationale Einflussfaktoren berücksichtigen die sozialen Identitätsprozesse bezogen auf Kinder der jeweils dominanten ethnischen Gruppe. In einer experimentellen Studie mit australischen Kindern zwischen 6 bis 9 Jahren wurde nachgewiesen, dass die hohe Identifikation mit der eigenen Gruppe einen verstärkenden Effekt auf die Bildung von Vorurteilen hat. Mit dem Selbstwert der Ingroup geht eine verstärkte Ablehnung der Fremdgruppe einher – und das, ohne jemals mit dieser in direktem Kontakt gestanden zu haben (Nesdale et al., 2005).

Familiäre Einflussfaktoren wurden in zahlreichen internationalen Studien empirisch untersucht und es konnten überwiegend (wenn teilweise auch nur schwache) Korrelationen zwischen den elterlichen Einstellungen und den Vorurteilen der Kinder nachgewiesen werden (Übersicht bei Heinemann, 2012, S. 36 ff.).

Bigler und Liben (2006) gehen davon aus, dass Kinder sich bei der Einschätzung der Wichtigkeit einer Kategorie an den Eltern orientieren. Wenn Erwachsene also des Öfteren von „den Ausländern“ sprechen, wissen Kinder, dass diese Gruppe irgendwie bedeutsam ist. Wenn die Eltern sich dieser Gruppe gegenüber auch (explizit oder implizit) anders verhalten, suchen Kinder selbst aktiv nach Erklärungen dafür und nehmen Unterschiede zur eigenen Gruppe als Grundlage dafür. Eine experimentelle Studie (Skinner et al., 2017) konnte nachweisen, dass bereits 4- bis 5-Jährige nonverbale Signale von Erwachsenen hinsichtlich sozialer Voreingenommenheit aufnehmen und auch danach verallgemeinernd vorurteilsbehaftet handeln.

ALTERSVERLAUF BEI DER VORURTEILSENTWICKLUNG

In einer Metaanalyse von 121 Querschnittsstudien kommen Raabe & Beelmann (2011) zu dem Ergebnis, dass ein signifikanter Anstieg von Vorurteilen bei Kindern gegenüber anderen ethnischen Gruppen zwischen dem 2. bis 4. Lebensjahr mit einem Höhepunkt zwischen dem 5. und 7. Lebensjahr sowie eine geringe, aber signifikante Abnahme bis zum 8. bis 10. Lebensjahr vorliegt.

Somit ist die mittlere Kindheit die entscheidende Phase, was die Ausbildung von Vorurteilen angeht: Um das 7. Lebensjahr wird ein Höhepunkt in der Ausbildung von Vorurteilen erreicht, anschließend nehmen diese aufgrund der bis dahin entwickelten sozio-kognitiven Fähigkeiten, wie die Fähigkeit, sich in andere Menschen einfühlen zu können, wieder ab (Heinemann, 2012, S. 129 ff.).

Hierbei ist es wichtig, zu beachten, dass dieser Befund nur auf Kinder der Mehrheitsgesellschaft zutrifft. Kinder, die einer sozialen Minderheit angehören, haben gegenüber der sozialen Majorität zunächst keine Vorurteile, sondern oft sogar eine positive Einstellung. Erst später, als Folge erfahrener Benachteiligung, entstehen Vorurteile, die sich wesentlich hartnäckiger halten können als bei Kindern mit einem höheren sozialen Status (Raabe & Beelmann, 2011, S. 1729).

Quellen:

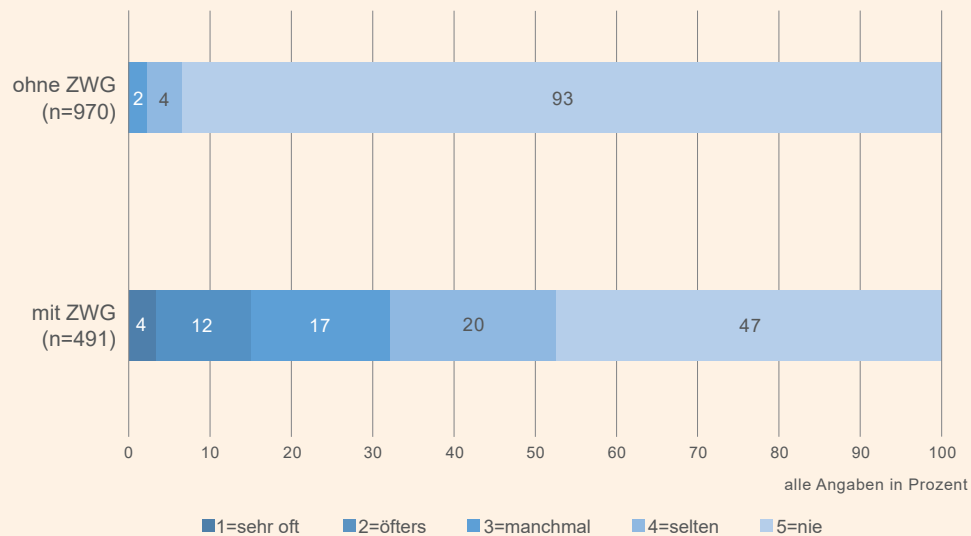
- **Cameron, Jessica et al. (2001)**. Children's lay theories about ingroups and outgroups: Reconceptualizing research on prejudice. *Personality and Social Psychology Review*, 5(2), 118-128.
- **Killen, Melanie & Stangor, Charles (2001)**. Children's social reasoning about inclusion and exclusion in gender and race peer group contexts. *Child Development*, 72(1), 174-186.
- **Nesdale, Drew et al. (2005)**. Threat, group identification, and children's ethnic prejudice. *Social Development*, 14(2), 189-205.
- **Bigler, Rebecca & Liben, Lynn (2006)**. A developmental intergroup theory of social stereotypes and prejudice. In R. Kail (Hrsg.), *Advances in child development and behavior* (S. 39-89). Amsterdam: Elsevier.
- **Skinner, Allison, Meltzoff, Andrew & Olson, Kristina (2017)**. „Catching“ social bias. Exposure to biased nonverbal signals creates social biases in preschool children. *Psychological Science*, 28(2), 216-224.
- **Heinemann, Kim Sarah (2012)**. *Wodurch wird die Vorurteilsentwicklung im Kindes- und Jugendalter beeinflusst? Eine Meta-Analyse zu individuellen und sozialen Einflussfaktoren*. Dissertation. Jena: Friedrich-Schiller-Universität.
- **Raabe, Tobias & Beelmann, Andreas (2011)**. Development of ethnic, racial, and national prejudice in childhood and adolescence: a multinational meta-analysis of age differences. *Child Development*, 82(6), 1715-1737.

8. Sich als fremd in Deutschland wahrgenommen fühlen

Wir fragten alle Kinder und Jugendlichen: „Wie häufig wirst Du in Deutschland als ‚fremd‘ oder ‚ausländisch‘ oder als ‚nicht weiß‘ oder ‚anders‘ wahrgenommen?“ Die Befragten gaben die Häufigkeit auf einer 5er-Skala von „sehr oft“ bis „nie“ an.

Sich in Deutschland „fremd“ oder „anders“ fühlen

*Häufigkeit der Wahrnehmung als
fremd/ausländisch/nicht weiß/anders*



Jede*r dritte

Heranwachsende
mit Zuwanderungsge-
schichte kennt das Gefühl,
als „fremd“,
„ausländisch“ oder
„anders“ wahrgenommen
zu werden.

ADRIANO

11 Jahre • Geboren in Italien • Mutter und Vater aus Italien • Selbstbezeichnung: Christlich und deutsch • Seine Hautfarbe ordnet er dem Bereich „dunkler“ zu.

Adriano hat schon öfters Sprüche gehört wie „Geh zurück, wo du herkommst, weil du gehörst nicht hierhin!“ Weil ich bin Italiener, ich muss in Italien leben, nicht in Deutschland.“

Gleichzeitig zweifeln die Mitschüler*innen daran, dass er Italiener ist: „Kommst du wirklich aus Italien? Bist du wirklich da aufgewachsen und geboren?“ Dann sage ich immer: ‚Ja‘. Aber die wollen es nicht glauben, weil ich meistens nicht gut Italienisch kann. [...] Dann sagen die halt: ‚Du kannst kein Italienisch!‘“

In beide Richtungen wird Adriano Zugehörigkeit abgesprochen und ein Gefühl des Fremdseins signalisiert. Damit fühlt er sich zunächst

„schlecht. [...] Ich dachte, jetzt muss ich wieder nach Italien und so, aber dann habe ich es [...] meiner Mutter gesagt und sie hat gesagt, das stimmt alles nicht.“

Du scheiß Italiener.

Von seiner Mutter, die ihm rät, mit Distanz und Gleichgültigkeit zu reagieren, erfährt Adriano viel Unterstützung, sodass er im Lauf der Zeit Mut zur Selbstverteidigung entwickelt hat:

„Stärker, wie soll ich sagen. [...] Ich hatte mehr

Mut, es zu sagen. Dann kamen noch zwei Jungs wieder und haben dasselbe gesagt. [...] Und dann hab‘ ich gesagt: ‚Ich darf leben, wo ich will.‘ Und dann hab‘ ich mich umgedreht und bin gegangen.“



*Ich hab‘ mich gefühlt, als ob
[...] Ausländer hier in Deutschland
nicht [...] willkommen
sind.*

Adriano hat gelernt, auf sich und seine Schlagfertigkeit zu vertrauen. Als er beim Fußballtraining mit einer Beleidigung konfrontiert wird, „Dann haben die gesagt: ‚Scheiß Italiener, geh wieder nach hinten!‘“, fühlt er sich zunächst zwar „scheiße, sehr mies.“ Doch dann kann er scharfsinnig Konter geben: „Ich hab‘ gesagt: ‚Du kannst doch mein Land nicht als Scheiße bezeichnen! Weil ich sag‘ doch auch nicht zu dir, dass dein Land scheiße ist, oder? Kein Land ist scheiße.“

Adrianos Berufswunsch ist Profifußballer: „Wenn ich nicht Fußball mehr schaffe, dann würde ich gerne für mein Land als Soldat dienen. [...] Entweder [für] Italien oder Deutschland.“



WAS ICH NICHT MEHR HÖREN MÖCHTE!

**Du scheiß
Italiener.**

**Du wirst niemals
für Deutschland
spielen.**

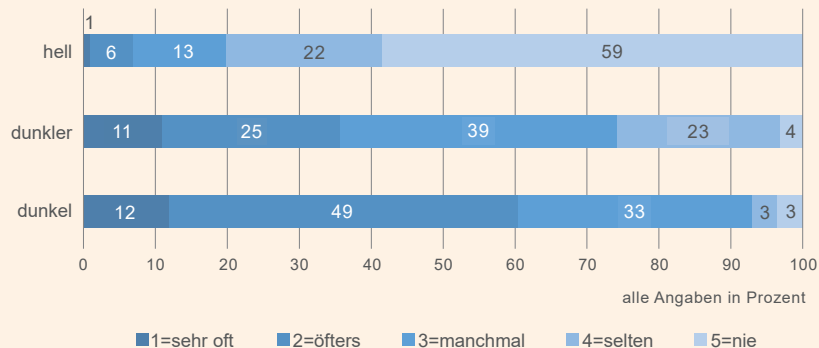
DAS MÖCHTE ICH GERNE HÖREN:

**Du bist gut
im Fußball.**

**Du bist ein
stolzer Italiener.**

In Deutschland als „fremd“ oder „anders“ wahrgenommen werden

Häufigkeit der Wahrnehmung als fremd/ausländisch/nicht weiß/anders bei Kindern und Jugendlichen mit Zuwanderungsgeschichte



9 von 10

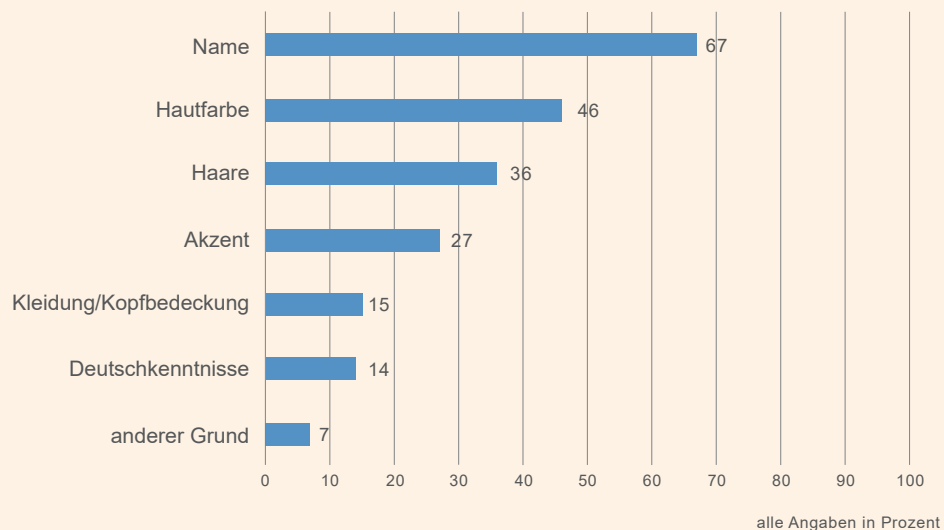
Heranwachsenden (94 %) mit dunkler Hautfarbe haben das Gefühl, als „fremd“, „ausländisch“ oder „anders“ wahrgenommen zu werden.

4 von **10** Kindern und Jugendlichen mit Zuwanderungsgeschichte und heller Hautfarbe fühlen sich zumindest manchmal als „fremd“ wahrgenommen.

In Deutschland als „fremd“ oder „anders“ wahrgenommen werden

*Wir fragten diejenigen, die sich von anderen
als „fremd“ oder „ausländisch“ wahrgenommen
fühlten, worin sie den Grund dafür sehen.*

Wahrgenommene Gründe für Ausgrenzung



Fast **7** von **10** sehen
ihren Namen als Grund,
warum andere sie als
fremd wahrnehmen.

Mehr als **4** von **10**
sehen ihre Hautfarbe als
Grund.

DILANA

9 Jahre • Mädchen • Geboren in Deutschland • Mutter und Vater aus dem irakischen Kurdistan • Dilana sagt über sich selbst: „Ich bin auch Irak und deutsch.“ • Ihre Hautfarbe ordnet sie dem Bereich „dunkler“ zu.

Dilana gibt an, „manchmal“ als fremd wahrgenommen zu werden. Als Grund dafür sieht sie ihre Deutschkenntnisse: „Ich glaube wegen Deutsch. Ich möchte wie bei Kurdisch reden, dass ich bei Irak wohnen kann. Da gibt es auch ein paar meiner Cousinen, die sehr gut Kurdisch reden können.“

Dilana berichtet, dass sie Probleme mit ihren Sprachkenntnissen hat: „Weil bei Deutsche gibt es paar komische Wörter, die ich nicht verstehe, und bei Irak auch. Deswegen kann ich ein bisschen schon Irak, aber ein bisschen viel Deutsch.“ Die Sprache nicht voll zu beherrschen, belastet sie. Auf die Frage, warum sie sich als fremd wahrgenommen fühlt, erzählt sie: „Also ich glaube wegen Deutsch. Ich möchte wie bei Kurdisch reden.“

Du bist dumm.

Dilana ist im Interview nervös. Oft blickt sie zu ihrer Cousine, die neben ihr sitzt. Viele Fragen werden von dem Mädchen abgeblockt: „Alles in Ordnung.“ Später erzählt Dilana, dass sie von anderen Kindern beleidigt wird: „Also, so paar Jungs in meiner Klasse.“ Dabei fallen Beschimpfungen wie: „Du bist Scheiße, Dilana“ und „Du bist dumm, hahaha.“ „Also sie sagen manchmal, ich kann nicht so gut Deutsch, aber

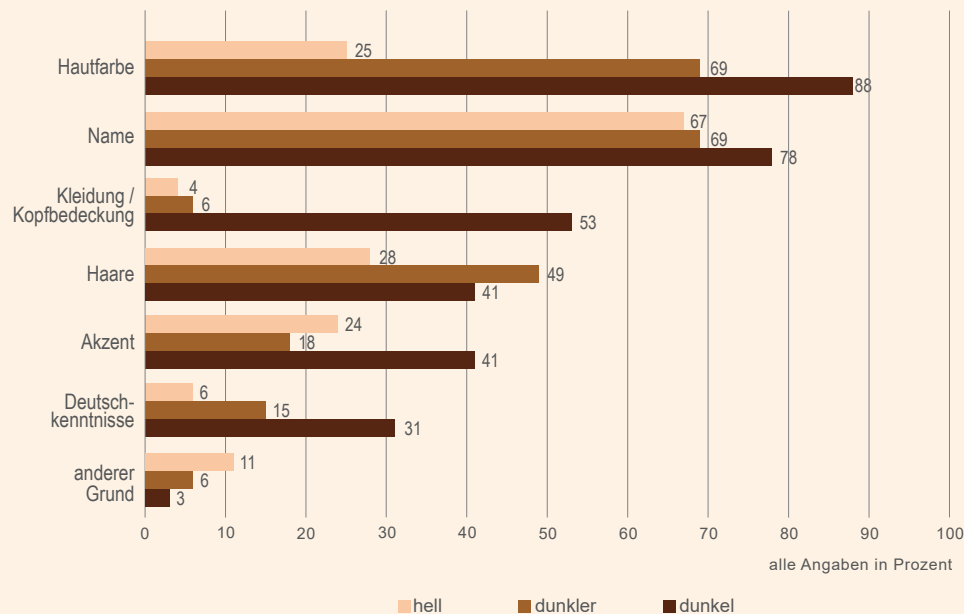
ich kann.“ Dilana wirkt niedergeschlagen und verrät: „Also ich möchte das eigentlich nicht hören und ich möchte, dass die Jungs, die das gesagt haben, aufhören.“

Fallstudie: Manda Mlapa, Johanna Böhm, Melissa Seeger



*Also, ich glaube wegen Deutsch.
Ich möchte wie bei
Kurdisch reden.*

In Deutschland als „fremd“ oder „anders“ wahrgenommen werden



Für Kinder und Jugendliche, die sich als dunkel oder dunkler identifizieren, ist die Hautfarbe das zentrale Merkmal, warum sie sich ausgegrenzt fühlen.

7 von **10** Kindern haben das Gefühl, sie werden aufgrund ihres Namens als anders wahrgenommen.

JOLIE

11 Jahre • Geboren in Deutschland • Vater aus der Dominikanischen Republik, Mutter in Frankreich geboren und in Italien aufgewachsen • Selbstbezeichnung: Dunkelhäutig, christlich • Ihre Hautfarbe ordnet sie dem Bereich „dunkler“ zu.

Jolie ist es müde, danach gefragt zu werden, wo sie herkommt: „Also, es ist schon manchmal so stressig, immer wieder die gleiche Geschichte zu sagen.“

Sie berichtet von Situationen der expliziten Ausgrenzung, beispielsweise sagte eine Mitschülerin: „Ich mag dich nicht hier haben, du bist dunkelhäutig‘. [...] Also ich habe mich schon ein bisschen ausgeschlossen [gefühl]t und es hat mich auch ein bisschen traurig gemacht.“

Was sie so richtig nervt, ist, dass ihr ins Haar gegriffen wird, „dann fassen sie mal einfach von hinten die Haare an“, und dass sie immer wieder jemand anfässt und „so in den Haaren rumfummelt“.

Blöde Dunkelhäutige.

Sie wurde mehrfach von anderen Kindern beleidigt und ausgegrenzt: „Weil du dunkelhäutig bist wie Kaka.“ Das kränkte sie sehr.

In solchen Situationen ist sie sehr dankbar für Unterstützung: „Dann ist halt meine beste Freundin gekommen und hat mich verteidigt, hat gesagt: ‚Ja und du bist hellhäutig wie Kotze!‘“

Jolie hat sich schon einige Gedanken dazu gemacht: „Und man ist ja [...] überhaupt nicht schwarz und überhaupt nicht weiß. Und deswegen sage ich dunkelhäutig oder so hellhäutig usw.“



Manche sehen mich als ausländisch, aber wenn sie mich besser kennenlernen, würden die mich vielleicht auch als Deutsche sehen.

Aufgrund ihrer eigenen Erfahrungen ist es ihr wichtig, sich auch für andere stark zu machen, wie zum Beispiel für ein asiatisches Mädchen, das von einer Mitschülerin diskriminiert wurde: „[Sie] hat gesagt: ‚Ja, boah, die ist Chinesin, lass sie nicht mit ihr spielen, die ist komisch.‘ Ich so: ‚Hä? Nein, sie ist doch ein Mensch.‘ Also, ich habe mich dann halt für sie eingesetzt, weil ich weiß, wie es sich für sie anfühlt [...], wenn man sie ausschließt. Und ja, das findet man halt nicht so cool.“

Ihr ist es wichtig, zu betonen, dass Menschen nicht aufgrund des Farbtons ihrer Haut anders behandelt werden sollten: „Es gibt ja auch viele Rassisten, die nur wegen der Hautfarbe entscheiden, wie sie sind. Also ich finde, dass man entscheiden darf, wie man ist und wann, wo man leben kann, wie man leben kann.“



WAS ICH NICHT MEHR HÖREN MÖCHTE!

Geh weg, wir wollen Dich nicht.

Blöde Dunkelhäutige.

DAS MÖCHTE ICH GERNE HÖREN:

Wollen wir Freunde sein?

Willkommen.



Im Interview
Susan Arndt

WAS WEISSE LERNEN MÜSSEN

Was ist Critical Whiteness- bzw. Kritische Weißseins-Forschung? Kritische Weißseins-Forschung legt den Fokus darauf, dass Rassismus alle angeht, die mit ihm zu tun haben, und dass *Weisse* natürlich etwas mit Rassismus zu tun haben. Warum? Weil sie davon profitiert haben und von ihm privilegiert werden.

Viele *Weisse*, insbesondere in Deutschland, denken, das geht sie nichts an. Die Kritische Weißseins-Forschung widerspricht da und sagt: Natürlich sind die, die diskriminieren, erst recht davon betroffen. Und das aus der Geschichte heraus zu begreifen, ist das Anliegen der Kritischen Weißseins-Forschung.

Warum ist die Situation in Deutschland besonders? In Deutschland wird oft argumentiert, wir hätten so wenige PoC, da kann es gar keinen Rassismus geben. Doch, natürlich gibt es Rassismus in Deutschland, natürlich spielt die Privilegierung von Weißsein gerade auch in solchen Kontexten eine Rolle. Wer ist in bestimmten Räumen präsent? Über wen wird im Fernsehen gesprochen? Über wen wird nicht gesprochen, in Schulbüchern oder anderswo? Das ist auch eine Form des Rassismus, die sich sehr gut über die Perspektive der Kritischen Weißseins-Forschung verstehen lässt.

Was ist insbesondere in Deutschland das Problem? In Deutschland denken viele, dass Rassismus gar nicht existiert. Für viele ist es so, dass sie das Wort gar nicht aussprechen. Es ist dann eher von Ausländerfeindlichkeit oder Fremdenfeindlichkeit die Rede. Es geht aber nicht um Feindlichkeit allein, Rassismus ist viel komplexer. Immer dann, wenn Leute als anders angesehen werden, selbst wenn ich ein Kompliment über Haare mache oder eine afro-deutsche Person frage, „Wie kämmst Du denn deine Haare?“, ist das Rassismus. Und dann geht es nicht um Ausländer oder Fremde. Schließlich geht es ja nicht um *weiße* Britinnen, z. B., es geht immer um die Setzung *Weiß* vs. PoC bzw. BI-PoC, die davon ausgeschlossen werden. Das ist das Problem, das wir in Deutschland haben. Rassismus sehen wir als das Problem der anderen und es wird auf die anderen, USA, Südafrika oder auf die Geschichte, die NS-Zeit, reduziert.

Der Verweis auf die NS-Zeit ist doch aber naheliegend. Ja, aber in Deutschland wird oft nicht verstanden, dass dieser Nationalsozialismus nicht aus einem Vakuum entstand, sondern aus einer sehr, sehr langen Tradierung von Rassentheorien, die insbesondere im Kolonialismus eskalierten. Im eliminatorischen Antisemitismus eskalierte das dann noch einmal mit schrecklichen Folgen.

Zurzeit haben wir bei den unter 18-Jährigen 39 % Menschen mit Migrationshintergrund. Als ich groß geworden bin, waren das viel weniger. Ist das eine Sache von Zeit, die jetzt viel mehr drängt, sich mit Rassismus zu beschäftigen? Ich glaube einerseits ja, aber Rassismus ist nie eine Frage der Quantität. Was eher neu ist, ist, dass internationale Debatten in Deutschland Fuß fassen, sodass angefangen wird, sich über politische Widerstandsbewegungen zu organisieren. Das war so in den 1960/70ern noch gar nicht der Fall. Da hat im Prinzip jede PoC, jede

Schwarze Person in Deutschland erstmal versucht, diesen eigenen Weg in der *weißen* Mehrheitsgesellschaft zu finden. Das heißt dann nicht, dass der Rassismus weniger schlimm war.

Was sind die dicksten Fehlritte, die Weiße machen können? Es gibt viele sich überlagernde Ebenen von Alltagsrassismus. Nur eine davon ist die ganz offensive Beleidigung. Andere sind genauso aktiv, wenn auch eher subtil: Alle Roma gleich zu lesen, alle Afro-Deutschen in einen ähnlichen Topf zu werfen. Und das erleben Diskriminierte, dass sie immer als eine Person für alle Personen stehen. Also eine Schwarze Person betritt den Raum, und alle *weißen* Personen glauben, zu wissen, wer das ist. Weil sie Othring machen.

Und dann kommt die dritte Ebene dazu, das ist das Verleugnen von Rassismus. Wir reden gar nicht mehr über diesen offensiven, aggressiven, verbalen und physischen Rassismus, sondern eher über dieses subtile „Wo kommst du her? Du sprichst aber gut Deutsch!“ Da wird der Rassismus negiert und sich empört: „Ich kann gar nicht rassistisch sein. Ich bin gegen Rassismus.“ Doch: Es reicht nicht, nicht rassistisch sein zu wollen, um ihn zu beenden.

Hat das auch etwas mit nicht aufgearbeiteter Kolonialgeschichte zu tun? Unbedingt, weil eben so getan wird, als sei der Nationalsozialismus ein Sonderweg gewesen, ein Ausrutscher der Moderne. Es wird kaum gesehen, dass Rassentheorien seit der Antike über Hautfarbenkonstrukte und Schädel- und Knochenkonstrukte etc. konstruiert wurden. Mit allen möglichen Facetten, die im 19. Jahrhundert sozialdarwinistisch interpretiert wurden: Die höheren müssten sich vermeintlich der niederen „Rassen“ erwehren. Aber auch Kant schreibt im 18. Jahrhundert etwas Ähnliches. Er führt das Konzept „Rasse“ in den deutschen Kontext ein. Für ihn steht außer Frage, dass die „*weiße* Rasse“ die

überlegene Rasse sei. Dabei geht er so weit, zu begründen, dass es richtig sei, Schwarze zu versklaven und dass es „Rassen“ gäbe, die gar keine Existenzberechtigung hätten. Kant wird bis heute total unkritisch in deutschen Schulbüchern, in den Medien, im Philosophiestudium, überall behandelt. Ähnliches bei Hegel. Sie haben ganz massiv dieses Fortschrittsdenken, Freiheitsdenken an *weiße* Subjektivität und vor allem an *weiße* männliche Personen geheftet. Rassismus ist aus der Tiefe der Geschichte gewachsen und steckt in jeder Pore der Gesellschaft.

Dr. Susan Arndt ist Professorin für englische Literaturwissenschaft und beschäftigt sich aus diesem kulturwissenschaftlichen Rahmen heraus mit Rassismus und Sexismus aus intersektioneller Perspektive.
Ihr neues Buch: Arndt, Susan (2021). Rassismus begreifen. Vom Trümmerhaufen der Geschichte zu neuen Wegen. München: C.H. Beck.



Im Interview
Diana-Sandrine Kunis

WAS WEISSE LERNEN MÜSSEN

Was ist aus Ihrer Sicht das Problematische an Alltagsrassismus? Dass es Alltag ist. Ich glaube, das ist das Kernproblem, dass rassistisches Wissen zu erwerben, rassistische Praxen und dementsprechend auch die Legitimierung davon Teil unserer Realität und unseres Normatives sind. Und das wirkt sich dann auf Aussagen wie „Wo kommst du her?“ oder „Du sprichst gut Deutsch!“ etc. aus. Das sind fortwährende Mikroaggressionen, die Menschen, die nicht weiß positioniert sind, täglich erfahren und erdulden müssen. Das muss aufhören.

Nicht selten kommt in dem Falle das Argument „Es war doch aber nett gemeint.“ Ja, das mag sein. Dann ist es trotzdem rassistisch. Im Prinzip geht es um Menschenrechte. Manche Fragen sind gerade in der Erstbegegnung einfach eine Grenzüberschreitung. Die Frage nach Familiengeschichte, nach Zugehörigkeit ist eine sehr private. Das heißt nicht, dass diese Fragen nicht gestellt werden können. Es ist aber immer eine Frage von Timing und Kontext. Ich frage ja auch nicht im Smalltalk: „Hat dein Großvater in der SS gedient?“

Was können Folgen von Alltagsrassismus sein? Das ist ein riesiges Feld. Rassismus hat auf jeden Fall Auswirkungen auf die Gesundheit, das können psychische oder physische Folgen sein. Rassismus ist ja nicht

nur ein latent theoretisches Konstrukt, sondern es geht auch einher mit der Sorge und Angst vor Gewalt, einer Einschränkung in öffentlichen Räumen bzw. es wirkt sich aus, wie ich mich in öffentlichen Räumen bewege oder in welche Ecke des Stadtteils ich mich vielleicht gar nicht erst hinbegebe. Es sind nicht nur Worte, es kann ja tatsächlich auch körperlich und lebensbedrohlich werden und kann im Extremfall auch Leben kosten. Rassismus bestimmt auch, in welchen Bereichen Menschen strukturell teilhaben können oder nicht.

In den Fallstudien mit Kindern mit Zuwanderungsgeschichte war ein wiederkehrendes Muster, dass die von Rassismus Betroffenen sich quasi selbst die Schuld geben, denn sie haben ja die „andere“ Hautfarbe, sie sprechen „anders“ etc. Das ist das Perfide an rassistischen Strukturen.

Auch wenn ich von Rassismus betroffen bin und sofort weiß, dass das nicht richtig ist, dass mir ein Unrecht passiert, habe ich dieses Wissen aber schon längst akkumuliert. Es ist sozusagen auch Teil meines Wissens, dass das irgendwie häufiger passieren kann, Teil meiner Normalität ist.

Wenn es keinen Raum und keine Worte für die Auseinandersetzung mit Rassismus gab, dann ist es ein ganz normaler psychologischer Prozess, erstmal bei mir zu schauen, wie ich mein Verhalten ändern kann, wie ich mich vielleicht überassimilieren kann, damit mir das nicht passiert. Oft spielt zudem Scham eine große Rolle. Wenn ich mich dafür schäme, dass mir das passiert ist, oder denke, ich habe irgendwo ein Defizit in meinen Fähigkeiten, dann werde ich mich vielleicht auch nicht an eine Person wenden, die mir helfen kann, oder mit Gleichaltrigen darüber sprechen, sondern ich verhandle es für mich. Und so kann sich das immer wieder reproduzieren. Der Gedanke, dass dies vielen anderen Menschen auch passiert, egal wie hoch der Status tatsächlich ist, kommt gar nicht erst.

Was müssten Lehrer*innen und Pädagog*innen lernen? Die Forderung ist nicht neu: Diskriminierungskritik und Rassismuskritik sollten Teil der Ausbildung sein. Manche Lehrkräfte sind in dem Bereich fortgebildet und engagiert, aber das reicht natürlich bei Weitem nicht.

Es geht darum, zu lernen, dass Diversität in der Gesellschaft Normalität ist, zu begreifen, dass die Position, die sie als privilegierte, normalisierte Position erfahren, eben nicht die Norm ist und nicht die einzige ist, die zählt und Anerkennung finden muss.

In der Studie wurde deutlich, dass 70 % der rassistischen Beschimpfungen, die Heranwachsende erfahren, von anderen Jugendlichen kommen. Was müssen Kinder und Jugendliche lernen? Genauso wie

Erwachsene oder Lehrkräfte müssen sie lernen, dass wir alle Teil dieses Systems sind. Rassistisches Wissen bekommen wir von klein auf mit und auch unabhängig von unserer sozialen Position, Einbettung, Herkunft usw. müssen wir uns alle damit auseinandersetzen. Es geht darum, Rassismus und den Umgang damit zu besprechen, besprechbar zu machen. Manche erfahren es, erleben es und haben keine Worte dafür, andere setzen sich sehr viel später damit auseinander, aber es muss sich eigentlich von klein auf, von der Kita an durchziehen: Kinder und Jugendliche haben ein Recht auf Unversehrtheit – das einzufordern ist nicht ihre Aufgabe.

Was müssen wir als Gesellschaft lernen? Wir vom Institut #Social Justice haben eine ganz klare Forderung: Wir müssen auf eine Gesellschaft hinarbeiten, in der niemand individuell, kulturell oder strukturell diskriminiert wird. Das Konzept stammt von Leah Czollek, Gudrun Perko, Corinne Kaszner und Max Czollek¹. Das ist die Utopie, auf die wir hinarbeiten und hinwirken möchten. Als Gesellschaft müssen wir uns

damit auseinandersetzen, dass wir in rassistischen und diskriminierenden Strukturen leben und arbeiten, wir müssen uns damit auseinandersetzen, dass die politischen Konzepte, wie sie jetzt sind, nicht greifen und unserer Gesellschaft nicht gerecht werden. Wir müssen neue Wege gehen und Veränderungen induzieren.

Es geht darum, soziale Positionen zu reflektieren, verstehen zu lernen, wie diese Praxen, Mechanismen, Funktionen sich praktisch strukturell manifestieren, und es geht darum, einen Umgang und eine ganz klare Position dazu zu entwickeln. Wir können Menschenrechte ernst nehmen und damit einhergehend auch eine bestimmte Gewaltfreiheit wie Teilhabe gewährleisten.

Diana-Sandrine Kunis ist Mitbegründerin des #Social Justice Instituts München (SJIM).

¹Czollek, Leah, Perko, Gudrun, Kaszner, Corinne & Czollek, Max (2019). Praxishandbuch Social Justice und Diversity. Theorien, Training, Methoden, Übungen. München/Weilheim: Beltz/Juventa.

9. Fazit

1. Kinder und Jugendliche erfahren Ausgrenzung und rassistisch motivierte Beleidigungen.

Besonders häufig betroffen sind Kinder und Jugendliche mit dunkler Hautfarbe.

Beleidigungen, unabhängig davon, ob sie „lustig“ gemeint sind oder vor allem auf Unwissen beruhen, sind verletzend.

In den Fallstudien, z. B. von Fayola, wird deutlich, wie sehr sich die Betroffenen dies zu Herzen nehmen und es sie seelisch verletzt.

Einige – z. B. Jolie – haben sich Strategien erarbeitet, um schlagfertig zu antworten. Das macht sie handlungsfähiger und dennoch verletzen die alltagsrassistischen Worte. Als besonders wertvoll erlebt Jolie, dass ihre Freundin sie verteidigt.

Bei anderen, wie z. B. Gabriel, führen die traumatischen Erfahrungen zu seelischer Not, die nahezu jegliche selbstbestimmte Handlung zur Erwidern rassistischer Äußerungen und Taten unmöglich macht.

2. Die zweitgrößte Gruppe sind Kinder und Jugendliche, die sich selbst als „muslimisch“ bezeichnen.

In der Fallstudie von Saira wird deutlich, wie sehr nach außen sichtbare natio-ethno-kulturelle und religiöse Zeichen wie der Hijab Formen des „Othering“ verstärken.

3. Beschimpfungen kommen zum Großteil (71 %) von anderen Kindern und Jugendlichen.

Es bedarf dringend einer Sensibilisierung und Förderung von Wissen zum Thema Rassismus. Gerade im schulischen Kontext fehlt zudem ein Unterstützungssystem.

In den Fallstudien, z. B. bei Malik, wird deutlich, wie hilflos und „einsam“ sich Kinder gegenüber rassistischen Beleidigungen fühlen, weil sie nicht wissen, an wen sie sich wenden können.

4. Es sind aber auch Lehrer*innen, die alltags- rassistisch handeln.

In den Fallstudien wird deutlich, wo dringender Nachholbedarf bei Lehrkräften besteht und mehr Wissen und Sensibilität im Sinne antirassistischer Pädagogik und Pädagogik der Vielfalt etc. benötigt wird.

Es bedarf dringend mehr und vor allem flächendeckende Fortbildungen für Lehrkräfte sowie Materialien, evaluierte Medien und Unterrichtseinheiten im Sinne der antirassistischen Pädagogik, Pädagogik der Vielfalt etc.

Studien zur Frage, wie Medien hier einen gesellschaftlich wichtigen Beitrag leisten können, werden in Band 2 dieser Reihe veröffentlicht.

10. DAS TEAM

Andrea Holler, M.A. Medienpädagogik, Psychologie, Soziologie, ist wissenschaftliche Redakteurin im Internationalen Zentralinstitut für das Jugend- und Bildungsfernsehen (IZI) und Projektmanagerin der Studie zum Alltagsrassismus.

Im Kindergartenalter wunderte sie sich darüber, dass so viele Mütter in der Nachbarschaft „Anne“ hießen. Ihre Mutter erklärte ihr dann, dass einige Nachbarsfamilien eine türkische Zuwanderungsgeschichte hätten und das türkische Wort „Anne“ auf Deutsch „Mama“ heiße. Die Kinder riefen somit ihre Mama genauso oft wie sie selbst. Ab diesem Zeitpunkt bemerkte Andrea, was ihr vorher noch nicht aufgefallen war: dass manchmal auch nicht so nette Dinge über „die Türken“ zu hören waren und es Nachbar*innen gab, die den türkischen Kindern und ihren Eltern skeptisch und kritisch begegneten, ohne diese überhaupt zu kennen oder mal mit ihnen gespielt zu haben.

Anne Pütz, M.A. Theater-, Film- und Fernsehwissenschaftlerin und Dipl. Regisseurin, ist freie Autorin und Filmemacherin. Sie arbeitet vor allem im dokumentarischen, aber auch im fiktionalen Bereich. Für das Internationale Zentralinstitut für das Jugend- und Bildungsfernsehen führte sie u.a. Studien zu geflüchteten Kindern und zur Situation der Sorgentelefone für Kinder und Jugendliche in der Coronazeit durch. In der Studie zum Alltagsrassismus führte sie Interviews in Berlin und Umgebung.

Das erste Mal bemerkte sie mit acht Jahren im Familienurlaub in Südfrankreich, dass Menschen aufgrund ihrer Hautfarbe und Zuwanderungsgeschichte anders behandelt werden. Am Strand liefen Männer entlang, die Schmuck, Tücher und Nüsse verkauften. Beim Beobachten wurde ihr klar, dass alle Verkäufer eine dunkle Hautfarbe hatten, niemand von ihnen war weiß. Einige wurden sehr schroff von den Strandgästen abgewiesen. Ihr Vater sagte: „Was für arme Teufel! In der sengenden Hitze tragen sie den ganzen Tag diese schwere Last.“ Aus Mitleid, aber auch weil sie lecker schmeckten, kaufte er ihnen regelmäßig Nüsse ab.

Daniel Brenner, 1. und 2. Staatsexamen für gymnasiales Lehramt, Bachelor of Education, ist Mitarbeiter der Stiftung PRIX JEUNESSE und Promotionsstudent an der Universität Augsburg. An der VHS Augsburg hält er u.a. Vorträge zu den Themen Fake News und Rassismus. Neben der Beteiligung an der Studie zum Alltagsrassismus führte er für das Internationale Zentralinstitut für das Jugend- und Bildungsfernsehen eine Studie zu Selbstinszenierungsmustern von Influencern auf Instagram durch.

Dass Menschen aufgrund ihrer Herkunft anders behandelt werden, kam ihm schon in jungen Jahren ins Bewusstsein. Bei einem Fußballspiel auf dem Bolzplatz nach der Schule unter Freunden vergab ein Junge mit Migrationshintergrund mehrere Chancen freistehend vor dem Tor. Der Zorn seiner Mitspieler entlud sich nach einiger Zeit in den Rufen „Du triffst nicht, weil du Ausländer bist!“ und „Türken brauchen wir einfach nicht in der Mannschaft!“. Diese Rufe begleiteten ihn noch den ganzen Mittag über. Beim Sommerfußballturnier der Schule ein paar Wochen später schoss der Junge kurz vor Schluss freistehend das entscheidende Tor gegen die Parallelklasse.

Heike vom Orde, Dipl.-Bibl. (FH), M.A. Germanistik und Psychologie, ist für die Dokumentation des Internationalen Zentralinstituts für das Jugend- und Bildungsfernsehen verantwortlich. Sie recherchiert und arbeitet u. a. den internationalen Forschungsstand für Publikationen des IZI auf. Als Grundschulkind besuchte sie häufig mit ihren Eltern den Plärrer, das Augsburger Volksfest. Hier investierte sie gerne ihr Taschengeld in gebrannte Mandeln und „Ausgezogene“ (Schmalzgebäck). An einem Süßwarenstand bediente ein dunkelhäutiger Verkäufer in bayerischer Tracht die Kund*innen. Eine Augsburgerin, die sich zuvor in starkem schwäbischem Dialekt mit ihrem Mann unterhalten hatte, verlangte in einem sehr bemühten Hochdeutsch und extrem langsam artikulierend „einen Reibekuchen mit Apfelmus“. Vorsichtshalber deutete sie auch noch mit ihrem Finger auf das Objekt der Begierde. Daraufhin der Verkäufer lässig in schönstem Oberbayerisch: „Oan Reiberdatschi mogst? Den konnst kriagn!“ Die sichtlich verblüffte Kundin wurde dann noch zur Freude der Umstehenden mit einem kräftigen „Pfiat di!“ verabschiedet.

Hanna Leitner studiert Kommunikationswissenschaft an der Universität Münster. Sie hat im Rahmen eines Praktikums am Internationalen Zentralinstitut für das Jugend- und Bildungsfernsehen eine repräsentative Studie zu den Alltagsrassismuserfahrungen von Kindern und Jugendlichen in Deutschland ausgewertet.

Das erste Mal, dass sie bewusst erlebt hat, dass Menschen aufgrund ihrer Herkunft und Hautfarbe anders behandelt werden, war als Studienanfängerin in Augsburg. Mit einer Freundin mit Zuwanderungsgeschichte kam sie bei einem Spaziergang durch die Stadt mit einem älteren Mann ins Gespräch. Der Mann fragte beide, woher sie denn kämen, worauf die Freundin mit „Düsseldorf“ antwortete. Doch der Mann gab sich mit dieser Antwort nicht zufrieden, sondern drängte die Freundin, zu sagen, woher sie denn „wirklich“ käme.

Johanna Böhm studiert im Bachelor Medienkommunikation in Würzburg. Im Rahmen eines Praktikums unterstützt sie die Studie durch Erstellung von Fallstudien.

Die erste Vorahnung darüber, dass Menschen aufgrund ihrer Hautfarbe unterschiedlich behandelt werden, hatte sie bereits im Grundschulalter. Um die Weihnachts- und Osterzeit bastelte sie faltbare Kollektenkästchen für die „armen Kinder in Afrika“, wie man ihr sagte. Auf den Kästchen waren stets Schwarze Kinder abgebildet, die einem entgegenlächelten. Was dahintersteckte, verstand sie zunächst nicht. Bald darauf bemerkte sie jedoch diese merkwürdige Atmosphäre, die entstand, wenn weiße Menschen auf jemanden mit dunklerer Hautfarbe treffen. Diese Atmosphäre konnte sie erst später im Leben als Misstrauen benennen. Danach folgte ein schleichender Prozess des Verstehens.

Manda Mlapa, B.Sc. Psychologie und Mentale Gesundheit, unterstützt das Internationale Zentralinstitut für das Jugend- und Bildungsfernsehen als freie Mitarbeiterin und betreut ua. internationale Medienanalysen zum Thema „Gender und ethnische Diversität im Kinderfernsehen“. Sie hat in der wissenschaftlichen Begleitung bei der Entwicklung einer antirassistischen Unterhaltungssendung des KiKA mitgewirkt und hat u.a. Rezeptionsaufnahmen inhaltsanalytisch ausgewertet (Veröffentlichung in Band 2 dieser Reihe). In der hier vorgestellten Studie führte sie diverse Interviews u.a. in Augsburg, Mönchengladbach, München und Umgebung durch und war Teil des Auswertungsteams.

Das erste Mal bemerkte sie mit etwa vier Jahren, dass Menschen aufgrund ihrer Herkunft (oder der Herkunft ihrer Angehörigen) anders behandelt werden. Eine Bekannte ihrer (weißen) Mutter hatte sich in ihrer Anwesenheit darüber lustig gemacht, dass sie (trotz oder gerade wegen der süßen Löckchen und der „schokobraunen Haut“ ihrer Tochter) nicht aussehen würde, als wäre sie ihre „echte“ bzw. leibliche Mutter. Wie sich herausstellte, hatte Mandas Mutter bereits des Öfteren Aussagen wie diese zu hören bekommen.

Maya Götz, Dr. phil., ist Leiterin des Internationalen Zentralinstituts für das Jugend- und Bildungsfernsehen. Neben der hier vorgestellten Studie leitete sie bereits diverse Studien zum Thema Vorurteile und Rassismus, u.a. zum Antisemitismus und Antiziganismus. Die erste Gewahrnehmung, dass Menschen aufgrund ihrer Herkunft anders behandelt werden, kam sehr spät in ihrem Werdegang. 2004 kam auf einem internationalen Forschungsworkshop an der Evangelischen Akademie Tutzing eine Praktikantin, eine sympathische junge Palästinenserin, an den Abendbrottisch, da sie gehört hatte, dass eine der Teilnehmerinnen die Kollegin aus Südafrika, Ramadan feiert. Sie fragte alle am Tisch Sitzenden nach ihrer Herkunft, was alle gerne beantworteten. Bei der Antwort der israelischen Kollegin hakte sie sofort nach, wo denn ihre Eltern herkämen. Die Kollegin antwortete ihr gelassen: „Aus Israel.“ Daraufhin erwiderte die junge Palästinenserin sofort: „Weil viele Israelis stammen ja gar nicht aus Israel.“ Die Kollegin fragte ruhig zurück, wo denn ihre Eltern herkämen. „Aus dem Libanon und Ägypten“, gab sie zur Antwort.

Vielen Dank an Diana-Sandrine Kunis für die Selbstreflexionsaufgabe „Wann hast du gemerkt, dass Menschen aufgrund ihrer Herkunft anders behandelt werden?“